

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

GEORGE F. KENNAN

Revision der amerikanischen Außenpolitik überfällig

Der Artikel von George F. Kennan wurde mit freundlicher Genehmigung des Verlages der amerikanischen Zeitschrift HARPER'S MAGAZINE, August 1956, entnommen.

Ich möchte vorausschicken, daß die Behandlung von Gegenwartsproblemen zur Zeit nicht meine Sache ist. Ich bin Historiker. Der Gegenstand meiner derzeitigen Untersuchungen liegt fast 40 Jahre zurück. Ich halte mich daher weder für besonders kenntnisreich noch für kompetent, über aktuelle Ereignisse zu sprechen. Ich schöpfe meine Kenntnisse lediglich aus Zeitungen und muß gestehen, daß ich sie nicht einmal mit der gebotenen Sorgfalt lese, denn ich finde es amüsanter und lohnender, das Gewebe aus Irrtum und Zwangsläufigkeit, in das sich unser Land vor 40 Jahren verstrickt sah, als jenes zu entwirren, in dem es heute gefangen ist.

Auch habe ich keine These anzubieten. Mich plagen keine Botschaften an die Menschheit. In diesem großen Komplex der internationalen Politik gibt es für mich überhaupt keine absolute Gewißheit in irgendeinem Punkt. Ich kenne keinen einfachen Weg, der aus diesem Dilemma herausführt. Meine nachstehenden Gedanken hierzu entspringen eher einer Seelenangst als voller Überzeugung — der Verwirrung und dem Bewußtsein weitgehenden Nichtwissens.

Nach dieser Einleitung möchte ich einige Bemerkungen zu den kürzlichen Veränderungen und der gegenwärtigen Situation in Rußland und den sich hieraus ergebenden Rückwirkungen auf die Probleme der amerikanischen Außenpolitik machen.

Zuerst wollen wir uns kurz vergegenwärtigen, worin die Veränderungen in Rußland seit Stalins Tod bestanden haben. Nach meiner Ansicht ist es das Beste, die Prüfung mit der Feststellung zu beginnen, worin keine Veränderung stattgefunden hat.

Ich spiele hier auf die ziemlich allgemein verbreitete Annahme an, daß Stalin nämlich

ein Mann des Krieges gewesen wäre, der danach trachtete, einen militärischen Angriff gegen die nicht-kommunistische Welt zu entfesseln, während seine Nachfolger Männer des Friedens seien. Ausgehend von dieser Annahme wird behauptet, daß wir zwar vor einigen Jahren recht daran taten, unsere Politik ausschließlich auf die Kriegsgefahr auszurichten, dies aber nicht mehr notwendig sei.

Das ist eine große Vereinfachung. Stalin war zweifellos kein netter Mann im üblichen Sinne, und seine Absichten uns gegenüber waren gemein. Doch bin ich überzeugt davon, daß es nicht in seiner Absicht lag, einen dritten Weltkrieg großen Stils zu entfesseln. Die Vorstellung, daß das stalinistische Rußland danach lechzte, den Westen anzugreifen und nur von unseren Atomwaffen abgeschreckt wurde, ist weitgehend eine Erfindung westlicher Einbildungskraft, gegen die einige von uns, die mit den russischen Problemen vertraut waren, im Verlauf der Jahre vergeblich ihre Stimmen erhoben haben.

In dieser Hinsicht handelt es sich bei der kürzlich eingetretenen Veränderung mehr um eine Wandlung der amerikanischen Interpretation der nach außen in Erscheinung tretenden Gegebenheiten als jener Gegebenheiten selbst.

Ich will damit nicht behaupten, daß überhaupt keine wesentlichen Unterschiede zwischen dem Standpunkt Stalins und seiner Nachfolger in bezug auf die Aussichten für Krieg oder Frieden bestehen. Obgleich Stalin keinen neuen Weltkrieg wünschte, beurteilte er die Möglichkeit, ihn zu vermeiden, vermutlich skeptischer als einige seiner Nachfolger. Nach meiner Ansicht war er gegenüber den Westmächten mißtrauischer — in der Beurteilung ihrer Motive zynischer — stand er der Möglichkeit, zu ihnen eine andere Beziehung als nur erbittert,

tödliche und gefährliche Feindschaft zu haben, ungläubiger gegenüber. Wie alle wahrhaft schlechten Menschen nährte er den Glauben, daß der Rest der Menschheit nicht besser als er selber sei und rechtfertigte damit seinen eigenen Haß auf die Menschheit.

Sein Verhalten wurde außerdem von seiner außerordentlichen — und sogar pathologischen — Eifersucht und Sorge um die Sicherheit seiner eigenen Macht beeinflusst. Die übrige Welt und

INHALT DIESER BEILAGE:

George F. Kennan:

„Revision der amerikanischen Außenpolitik überfällig“

Danielle Hunnebell:

„Ein neuer Führer für England“
(S. 67)

Dankwart A. Rustow:

„Die Verteidigung des Nahen Ostens“ (S. 625)

ein ansehnlicher Teil der sowjetischen Gesellschaft waren nach seiner Ansicht von dem Wunsch besessen, ihn zu stürzen und zu beseitigen. Er jedoch würde sie alle überlisten. Er würde sich verstellen, seine Zeit abwarten und die Meinungsverschiedenheiten zwischen seinen Feinden ausnutzen. Auf diese Weise würde er, so dachte er, schließlich an allen Rache üben.

Auf Grund dieser Vorurteile — die in seinen letzten Lebensjahren die Form eines hochgradigen Verfolgungswahns annahmen — war Sta-

lin einfach nicht imstande zu glauben, daß es zwischen den Interessen der sowjetischen Gesellschaft und der übrigen Welt echte Berührungspunkte gäbe. Nach seiner Ansicht gab es so etwas wie aufrichtige und unpolitische Kontakte zwischen den Völkern gar nicht. Kunst, Gelehrsamkeit, Wissenschaft — die in vergangenen Jahrhunderten die großen einenden Faktoren der Menschheit gewesen waren — alle diese Gebiete einer universalen Gemeinschaft waren nach Stalins Ansicht nur Schlachtfelder, auf denen er mit unglaublicher Doppelzüngigkeit und Hypokrisie seine dunklen Kämpfe mit den feindlichen Kräften austrug, von denen er sich umgeben glaubte.

Auf Grund dieser Einstellung brachte es Stalin fertig, sein eigenes Regime zur umfassendsten und finstersten Verschwörung zu machen — eine Verschwörung nicht etwa gegen die übrige Welt, sondern auch gegen das sowjetische Volk selbst und in gewissem Sinne gegen die gleiche kommunistische Bewegung, die ihn unterstützte. Und weiterhin brachte er es fertig, Rußlands Beziehungen zur übrigen Welt mit Undurchdringlichkeit, Furcht und Antagonismus zu belasten, und zwar so vollkommen

und so schrecklich, daß sie Jahrzehnte wie eine große schwarze Wolke über den internationalen Beziehungen lagen und nur die naivsten Menschen mit Wunschträumen auf eine Aufhellung der Atmosphäre hoffen konnten, solange Stalin lebte.

Es war nicht der Wunsch nach Krieg. Es war nicht die Absicht, den Westen sobald wie möglich mit Waffengewalt anzugreifen. Es harte nichts zu tun mit den unbesonnenen Plänen und militärischen Vorhaben eines Hitlers. Sondern es war etwas so unendlich Böses — so grausam, so unbarmherzig, so bedrohlich — daß es viele Leute begreiflicherweise nicht von Kriegslüsternheit unterscheiden konnten. Kein Wunder, daß die westliche Welt, und dieses Land im besonderen, — nachdem die Nachwehen des Krieges dieses alles klar zu Tage gebracht hatten — eilends darauf mit militärischen Verteidigungsmaßnahmen reagierten: kein Wunder, das ein beträchtlicher Teil der westlichen öffentlichen Meinung zur Überzeugung gelangte, ein Krieg wäre unvermeidlich; kein Wunder, daß die Welt fünf Jahre lang in einem Zustand äußerster militärischer Nervosität und Spannung verharrete.

Die leninistische Tradition

Sind Stalins Nachfolger etwa besser? Hegeln sie nicht die gleiche tödliche Feindschaft gegen die übrige Welt? Sind sie nicht auf Grund der Prinzipien der politischen Bewegung, der sie entstammen, genau so gefährlich und unzuverlässig wie Stalin selbst?

Alle diese Fragen können korrekt mit einem einfachen „Nein“ beantwortet werden — aber es wäre irreführend, sich mit dieser inadäquaten Antwort zu begnügen.

Rufen wir uns erstens ins Gedächtnis, daß das Rußland Stalins nicht das ursprüngliche sowjetische Rußland gewesen ist. Sein Kommunismus war nicht der leninistische — trotz oberflächlicher Ähnlichkeit eines großen Teils der Ideologie. Ich möchte nicht als Apologist Lenins erscheinen, dessen ideologische Überzeugungen und Methoden, durch die er sie in die Praxis umsetzte, ich für falsch halte. Aber nach meiner Meinung lasse ich ihm nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich behaupte, er wollte nicht,

daß der Triumph des Marxistischen Sozialismus die Form eines totalitären Albtraumes annahm. Er wollte nicht, daß die Menschen überall in ständigem Schrecken und Elend leben sollten. Zu welchen Maßnahmen er auch immer durch die Erfordernisse der diktatorischen Macht getrieben worden sein mag, er wollte das kulturelle Leben Rußlands nicht unterdrücken, und er unterdrückte es — tatsächlich — nur in sehr geringem Maße.

Vor allem glaubte er nicht, daß der Kampf für eine Weltrevolution (zu dem er sich viel aufrichtiger verpflichtet fühlte als Stalin jemals) die Auflösung der kulturellen und intellektuellen Bindungen zwischen dem russischen Volke und dem Rest der zivilisierten Welt erforderte. Im Gegensatz zu Stalin fühlte sich Lenin als Teil der kulturellen Gemeinschaft der Welt. Es gab also noch eine andere kommunistische Tradition: Die stalinistische war nicht die einzige.

Die Methode hat sich wesentlich geändert

Rufen wir uns zweitens ins Gedächtnis, daß es vermutlich niemanden in der Welt gibt, der eine bittere Lehre von den Schrecken und Irrtümern des Stalinismus empfangen hat als einige Männer seiner engsten Umgebung. Sie lebten nicht nur in panischer Angst um ihr eigenes Leben (denn es bestand immer die Möglichkeit, daß sich Stalins tödliches Mißtrauen willkürlich gegen einen von ihnen richten würde), sie lebten außerdem in der ständigen Furcht, daß er, getrieben von seiner außerordentlichen Gewalttätigkeit und Grausamkeit, sogar das sowjetische Regime und die Bewegung des Weltkommunismus zu Grunde richten könnte. Und kam

es auch nicht zu diesen Katastrophen, so waren einige dieser Männer doch überzeugt davon, daß Stalin wichtige Vorteile verwirkte, die er für die Partei und die Bewegung hätte erreichen können, als er es unterließ, eine wendigere und liberalere Politik — und zwar auf innen- und außenpolitischem Gebiet — zu verfolgen.

Angesichts dieses Sachverhaltes war es nur natürlich, daß diese Männer nach Stalins Tod und Übernahme der Verantwortung versuchen würden, diesen Kurs zu ändern und zu einer Linie zurückzukehren, die mehr Lenins Idealen

entsprach, so wie sie sie verstanden. Und das scheinen sie tatsächlich auch getan zu haben.

Hier erhebt sich nun eine zweite Frage. Man wird behaupten, daß die von diesen Männern vorgenommenen Veränderungen nur die Methode und nicht das Ziel betreffen, daß der Triumph der sozialistischen Weltrevolution das Ziel bleibt, daß die gegenwärtige Taktik für uns gefährlicher ist als die Stalins, da sie feiner und wirksamer ist. Sollten wir also, so wird man fragen, weniger auf unserer Hut sein?

Da diese Art der Beweisführung mehrere Komponente enthält, ist darauf auch einiges zu antworten.

Es ist ganz richtig, daß sich das Ziel theoretisch nicht geändert hat. Aber die Methode hat sich sehr wesentlich geändert. Und wie sich die Methode geändert hat, das können wir von unserem Standpunkt aus nur billigen. Im Innern herrscht weit weniger Terror. Die Einschränkungen, denen in Rußland die schöpferische Tätigkeit auf kulturellem Gebiet unterworfen war, sind tatsächlich weitgehend gelockert worden. Die kulturellen Beziehungen mit der übrigen Welt sind freizügiger geworden. Gegenüber den Satelliten ist die Einstellung liberaler geworden. Die Art und Weise, wie auf diplomatischer Ebene die Beziehungen zwischen den Regierungen gehandhabt werden, ist gekonnter, vertrauensvoller und höflicher geworden. Wir dürfen nicht übersehen, daß dies für die Handhabung der internationalen Angelegenheiten von äußerster Wichtigkeit ist. Mit anderen Worten, wir sind Zeuge einer Evolution der Struktur des sowjetischen Staates von der finstersten Form eines modernen totalitären Regimes zu etwas, das einem traditionellen autoritären Staat ähnelt, der oligarchisch regiert wird.

Was wollen wir noch mehr in dreieinhalb Jahren? Die Ziele haben sich natürlich nicht geändert, aber die Ziele sind ja auch die Endpunkte, während die Methode der Weg ist. Und wer sind wir, die wir die Endpunkte höher stellen wollen als die Mittel? Wir sollten als Nation, die wir in der christlichen Tradition erzogen sind, etwas von der Bedeutung der Methode verstehen. Wir von allen Völkern sollten wissen, daß es die Methode — und nicht das Ziel — ist, die letzten Endes den Ausgang bestimmt.

Es gilt nach meiner Ansicht für uns alle, daß unsere Leistungen stärker von der Art und Weise unseres Verhaltens abhängen, als von den närrischen Tagträumen und Illusionen, die wir so oft für unsere Lebensziele halten. Deshalb ist das Verhalten in allen Fällen sowohl in unserem persönlichen Leben als auch in den Staatsgeschäften von so ausschlaggebender Bedeutung. Der Einzelne kann die Bestie in sich nicht ausrotten; aber er kann Wesentliches tun und seinen Freunden und Nachbarn das Leben erträglicher gestalten, wenn er sich so verhält, als ob die Bestie nicht existiere. Ebenso wenig wird ein Volk nicht imstande sein, seine unrealen oder absurden oder veralteten Ziele zu

ändern — wenigstens nicht von heute auf morgen — die ihm theoretisch viel bedeuten. Aber es kann durch sein praktisches Verhalten viel dazu beitragen, die Aussichten auf eine stabilere, friedlichere und hoffnungsvollere Welt zu vergrößern.

Wir sollten deshalb weder die Nase rümpfen noch über die Veränderungen im sowjetischen Verhalten besonders erschreckt sein, denn sie liegen bestimmt in der allgemeinen Richtung, von der wir hoffen, daß die politischen Kreise sie im ganzen einschlagen werden. Nachdem wir die russischen Kommunisten die ganzen Jahre hindurch als zu totalitär kritisiert haben, sollten wir jetzt, wo sie Anzeichen einer Wandlung zeigen, weder verspotten noch lächerlich machen.

Wir sollten vor allen Dingen die neue Entwicklung nicht durch unser Prahlentum entmutigen, sie sei Triumph und Rechtfertigung unserer Politik und eine schimpfliche Niederlage für die sowjetischen Führer, die diese Veränderungen

in die Wege geleitet haben. Nicht wenn Menschen getötet, sondern wenn sie aufgeklärt, weiser und toleranter werden, erringt die Demokratie ihre Siege. Wenn die sowjetische Welt liberaler wird, dann ist es nicht unser Sieg, sondern den gesunden, hoffnungsbereiten Kräften zu danken, die — dank Gott — in allen Menschen leben. Sie mögen manchmal zu Boden gedrückt und entmutigt werden. Wenn es zu einer Niederlage gekommen ist, dann nicht eigentlich durch die Männer, die diese Veränderungen eingeführt haben, sondern durch diejenigen Tendenzen innerhalb ihres eigenen Systems — vielleicht auch ihrer eigenen Weltanschauung — die eines großen Volkes unwürdig sind und mit seinen tiefsten Wünschen nichts zu tun haben. Wir sollten die Situation in aller Bescheidenheit zur Kenntnis nehmen und uns als Mittler, nicht als Urheber der ewigen Wahrheiten fühlen, an die wir zu glauben behaupten, und wir sollten nicht als persönliches Verdienst beanspruchen, was in Wirklichkeit die Macht dieser Wahrheiten bewirkt hat.

Das Machtstreben

Wie sehen die sowjetischen Ziele aus, die uns so beunruhigen? Wir müssen hier zu entscheiden lernen zwischen den Dingen, die Menschen theoretisch gerne tun möchten, und den Dingen, die sie in ihrem Leben vernünftigerweise zu erreichen hoffen. Wir müssen auch zwischen dem Glauben, daß etwas Bestimmtes kraft des Naturgesetzes früher oder später eintritt, und der Entschlossenheit unterscheiden, dieses „Bestimmte“ in unmittelbarer Zukunft durch eigene Anstrengungen zu verwirklichen.

Die derzeitigen sowjetischen Führer glauben nach meiner Ansicht ernsthaft, daß das kapitalistische System nur eine Episode in der Weltgeschichte ist, daß es nicht bestehen wird, daß es Widersprüche und Schwächen enthält, die möglicherweise zu seinem Untergang führen werden, und daß er früher oder später einer neuen Ordnung Platz machen muß, die sie Sozialismus nennen, dessen Charakteristikum hauptsächlich die Verstaatlichung der Produktionsmittel ist.

Wann werden nach ihrer Ansicht die Veränderungen frühestens eintreten? Chruschtschow soll kürzlich zu einer Dame aus dem Westen die Bemerkung gemacht haben, daß vermutlich weder sie noch ihre Tochter kommunistisch sein werden, aber bestimmt ihre Enkelin. Ein anderer sowjetischer Führer, ich glaube Mikojan war es, soll behauptet haben, daß die ganze westliche Welt in 100 Jahren kommunistisch sein würde. Aber auch wir könnten Spekulationen darüber anstellen, wie Rußland in hundert Jahren aussehen könnte, und ich vermute, daß die sowjetischen Führer an unseren Spekulationen keinen Gefallen finden würden, aber ich bezweifle, daß sie heftig zu zittern anfangen, wenn sie hinter diese „entsetzlichen“ Gedanken kommen.

Zusätzlich zu ihren irreführenden Ideen über eine zwangsläufige Entwicklung haben die so-

wjetischen Führer auch ein besonderes Anliegen, und zwar das Streben nach nationaler Macht. Sie haben die Regierungsverantwortung für einen großen Staat geerbt — eine der größten traditionellen Einheiten in der gegenwärtigen internationalen Familie — mit seinen Bewohnern, seiner Geschichte, seinen Traditionen, seinen Bestrebungen, seinen Vorurteilen und Rivalitäten. Gleich anderen, die ein Anliegen haben, möchten sie Freunde gewinnen und Menschen beeinflussen. Sie versuchen es besser und nicht schlechter zu machen. Sie möchten ihr eigenes Prestige und Glück vermehren, die Gefahren vermindern, ihre Sicherheit erhöhen, ihre Macht vergrößern.

Da die Behauptung der Staaten im internationalen Leben wie jedes andere Geschäft ein Konkurrenzkampf ist, können Vorteile oft nur zum Nachteil eines Konkurrenten erreicht werden.

Womit haben wir uns auseinanderzusetzen?

Inwiefern und auf welche Weise ist die sowjetische Politik als eine Bedrohung für uns anzusehen? Womit haben wir uns auseinanderzusetzen? In den Hauptpunkten werden wir nach meiner Ansicht übereinstimmen. Wir sehen uns natürlich der Friedenskampagne gegenüber (die beiläufig lange vor Stalins Tod ihren Anfang nahm), der Werbung um die Neutralen, den Handels- nicht Hilfsangeboten, der Behauptung, an wirtschaftlicher Entwicklung aufrichtig interessiert zu sein und zu wissen, wie sie zu betreiben ist, der erbarmungslosen Ausbeutung der Kolonialfrage, der gleich rücksichtslosen Ausbeutung des Farbigenproblems und letzten Endes dem schnellen und wirkungsvollen Ausbau des militärischen Industriepotentials der Sowjetunion.

Nun haben die sowjetischen Führer niemals verheimlicht, daß sie sich für unsere Konkurrenten halten, und ich für meinen Teil bezweifle, daß wir sie dies vergessen lassen würden, selbst wenn sie dazu bereit wären. Außerdem sind sie harte Kämpfer, und sie reißen alles an sich, was ihnen über den Weg läuft. Wenn 30 oder 40 Prozent der französischen Wähler belieben, der sowjetischen Propaganda zu glauben und der sowjetischen politischen Linie zu folgen, werden die sowjetischen Führer sie bestimmt nicht zurückweisen und ihnen nicht raten, alles zu vergessen und nunmehr gute Franzosen zu sein. Wenn große Teile Asiens die wildesten Vorurteile gegen Amerika hegen und in dem Glauben schwelgen, daß das sowjetische Experiment der Schlüssel zur schnellen wirtschaftlichen Entwicklung ist, wird niemand in Moskau sich beeilen, sie von ihren Illusionen zu befreien. Und wenn die nationalistischen Führer des Mittleren Ostens nach Moskau kommen und um einen militärischen Beistand bitten, der attraktive Möglichkeiten zur Ausdehnung des russischen Einflusses in diesem Gebiet bietet, wird dieses Vorhaben von russischer Seite bestimmt nicht in brutaler Weise entmutigt werden.

Die Sache ist natürlich ernst, denn Rußland ist unser Konkurrent und in vieler Hinsicht der stärkste der Weltmächte. Aber nach meiner Ansicht ist die derzeitige Situation kein Beweis für eine neue oder besondere Aggressivität von sowjetischer Seite — von einer Aggressivität, die Menschen hier an dem Versuch einer Lösung des Problems ohne Krieg verzweifeln lassen oder sie zu panikartigen und extremen Lösungen treiben sollte. Denn das sowjetische Vorgehen ähnelt nur zu sehr der Art und Weise, wie andere Großmächte sich verhalten haben und noch verhalten. Die Unterschiede sind relativ. Aber abgesehen davon: die sich den sowjetischen Führern bietenden Möglichkeiten — die Lücken —, aus denen sie Vorteile ziehen, haben wir nur zu oft selbst verschuldet oder könnten wir selbst schließen und ihnen verwehren, wenn wir nur entsprechende Maßnahmen ergreifen würden.

Ich wiederhole noch einmal, das sind die Dinge, die uns auf russischer Seite gegenüberstehen. Und wir müssen uns fragen, ob es auch nur ein Problem gibt, dem wir nicht den Weg gewiesen haben.

Haben wir der Friedenskampagne nicht dadurch Angriffsflächen geboten, daß wir in den letzten Jahren die Weltprobleme fast ausschließlich unter militärischen Gesichtspunkten betrachteten — wir uns hartnäckig mit einem Krieg befaßten, der kommen konnte oder auch nicht — wir uns so ausschließlich auf einen eventuellen Krieg konzentrierten, daß wir mit leeren Händen und ohne Ideen dastehen mußten, wenn es nicht zu einem Kriege kam?

Haben wir uns nicht die neutrale Welt entfremdet durch unsere Ich-Bezogenheit, unseren

Mangel an Verständnis für das Neutralitätsprinzip, unsere Forderung, jeder solle Stellung beziehen und entweder unserer oder der gegnerischen Seite zugezählt werden; durch unsere schlechtberatenen Bemühungen, alle Arten von Ländern in Militärpakten zusammenzupferchen — deren Konsequenzen den betreffenden Völkern weitgehend unerwünscht sein und denen die Notwendigkeit des Beitritts unverständlich bleiben mußte?

Haben wir nicht den sowjetischen Führern zu ihrem Schlagwort „Handel nicht Hilfe“ verholfen durch unsere übertriebenen Bemühungen, den Ost-West-Handel zu ersticken — unser unachgiebiges Festhalten an allen diesen Überbleibseln des Protektionismus, die so großen psychologischen Schaden anrichten und so geringen praktischen Nutzen aufweisen — durch unsere Zölle und Subsidien, unsere Gesetze „Kauft Amerikanisches“?

Haben wir den Sowjets nicht in die Hand gespielt durch Überbetonung der militärischen

Vergiftung der Weltmeinung

Ferner beuten die Russen die Kolonialfrage aus — ja, und sie beuten sie sehr skrupellos und ungerecht aus. Wir können jedoch kaum behaupten, daß sich die westliche Welt schon mit den damit zusammenhängenden Fragen erschöpfend befaßt hat. Große Dummheiten werden weiterhin im Namen der kolonialen und quasi-kolonialen Mächte gemacht, nicht von uns natürlich, aber von unseren Verbündeten. Und ich frage mich, ob die vielen Regierungsvertreter, die wir Amerikaner in den ehemaligen Kolonialgebieten unterhalten, schon gelernt haben, sich dort so zu verhalten, daß sie nicht bei hundert kleinen Gelegenheiten die Empfindlichkeiten verletzen, die den Anti-Kolonialismus nähren.

Nicht anders das Farbigenproblem. Wir alle kennen die häßlichen Verdrehungen und Übertreibungen, mit denen die Kommunisten in der ganzen Welt über den Stand der Rassenfrage in unserem Lande hausieren gehen. Ich möchte nicht der entsetzlichen Unverantwortlichkeit das Wort reden, mit der Menschen versuchen, andere Menschen durch solche Mittel irrezuführen. Aber können wir leugnen, daß wir weiterhin nicht wenig Öl in dieses Feuer gießen? Ich möchte weder den Eindruck erwecken, als glaubte ich, das Problem sei in Amerika leicht und schnell zu lösen, noch besagen, daß ich die Gefühle der feindlichen Parteien auf die leichte Schulter nehme.

Was glauben wir wohl, welche Wirkung direkte Berichte aus diesem Lande auf hunderte Millionen Farbiger in anderen Ländern über das haben, was sich hier auf dem Gebiete der Rassenbeziehungen abspielt? Was glauben wir wohl, welche Wirkung von dem Pressephoto ausgeht, auf dem Authurine Lucys Wagen vom

zum Schaden der wirtschaftlichen Hilfe und die unglückselige Manier, unsere Wirtschaftshilfe beharrlich als Manöver im Kalten Krieg zu bezeichnen — als Art Geschenk und Bestechung und nicht als Ausdruck eines aufrichtigen Interesses an der wirtschaftlichen Entwicklung an sich? Bis auf den heutigen Tag bezeichnen unsere Regierungsvertreter auch weiterhin verschiedene Punkte unseres Hilfsprogramms als „Gegenzüge“ zur sowjetischen Politik. Wann werden wir gelernt haben, daß wir die Konsequenz besitzen müssen, Dinge um ihrer selbst willen zu tun und nicht für sonstige Zwecke, wenn wir Erfolg haben wollen? Wenn nach unserer Überzeugung die wirtschaftliche Entwicklung in diesem oder jenem Teil der Welt eine gute Sache und wert der amerikanischen Unterstützung ist, dann sollten wir sie aus diesem Grund unterstützen und nicht warten, bis uns die Furcht vor den Russen dazu treibt. Und wenn wir nicht der Überzeugung sind, dann sollten wir uns nicht zu Dingen zwingen lassen, an die wir nicht glauben.

Mob umgeben und mit einem Mann zu sehen ist, der auf dem Wagendach herumtrampelt und offensichtlich versucht, mit den Absätzen durchzubrechen — und das alles wird der Welt als Beispiel gezeigt, wie es einem farbigen Mädchen ergeht, das sich um eine bessere Erziehung in unserem Lande bemüht? Dieser eine Photograph ist für die Kommunisten wertvoller als alle Lügen, die sie in 10 Jahren erfinden kön-

Selbstverschuldete Handicaps

Diese Diskrepanz liegt zum Teil an uns selbst. Unsere eigenen Gewohnheiten und Voreingenommenheiten, von denen wir uns nicht trennen können, benachteiligen uns im Rennen. Unser Land ist teuer. Wir sind es zufrieden und wollen es nicht anders haben. Unsere bewaffneten Streitkräfte sind daher eine teure Einrichtung. Und werden es auch bleiben. Man könnte sagen, daß wir uns selbst durch hohe Preise aus dem Rennen um die militärische Vorherrschaft ausgebootet haben.

Der Mangel an Technikern und die Schwächen unseres Ausbildungswesens sind ein Zeichen unserer Abneigung gegen jede Art Reglementierung und typisch für die Faktoren, die die Ursache für die Senkung des Ausbildungsniveaus im allgemeinen in diesem Lande sind. Ich werde hier weder diese Schwächen geißeln noch für eine Verbesserung plädieren. Ich stelle nur fest, daß sie noch vorhanden und für unseren Konkurrenzkampf mit den Russen wichtig sind, und wir für diese Diskrepanzen und Niederlagen nicht gänzlich die sowjetische Aggressivität verantwortlich machen können, da sie teilweise vom Mangel an eigener Leistung herühren.

Die sowjetische Herausforderung an unsere Welt enthält zwei Komponente, und zwar die sowjetische Stärke und unsere eigenen Schwä-

nen. Wer vergiftet hier die Brunnen der Weltmeinung? Die Russen oder wir selbst? Zweifellos beide — wir aus Gedankenlosigkeit, sie mit Absicht; aber wir tragen auch unseren Teil dazu bei.

Schließlich müssen wir uns mit der Behauptung befassen, daß das militärische Industriepotential der Sowjets schneller wächst als das unsrige. Diese Behauptung enthält einige Übertreibungen, auf die ich hier nicht näher eingehen möchte. Ich bezweifle, daß die Russen uns ganz so schnell einholen wie manche glauben. Ich habe den Verdacht, daß sie sich größeren Schwierigkeiten gegenübersehen als im allgemeinen vermutet wird. Aber ich bin bereit, mich im großen und ganzen dem Urteil der Wirtschaftsexperten anzuschließen, daß ihre Kapazität, einen Krieg zu führen, in mancherlei Beziehung unsere eigene zu übertreffen beginnt und in der nächsten Zeit vermutlich weiterhin schneller als unsere wachsen wird.

Ich muß noch einmal betonen, daß wir selbst bei dieser Diskrepanz ein ausschlaggebender Faktor sind. Unser Land hat die Mittel, jeder Zeit doppelt so viel Militärpotential zu produzieren wie die Russen, wenn wir wirklich wollen. Und wir haben es auch in der Hand, das Gefälle im Ausbildungswesen, auf Grund dessen sie uns auf wissenschaftlichen und technischem Gebiet zu überholen scheinen, im Laufe der nächsten Jahre zu überwinden, wenn wir wirklich wollen.

chen und Mängel, ob wir es nun wahrhaben wollen oder nicht. Ich möchte betonen, daß keiner dieser Mängel oder Schwächen nicht schon lange vor Stalins Tode bestanden und Beachtung gefordert hat. Auch ohne die sehr relative Schlaueit Chruschtschows und Bulganins hätten wir begreifen sollen, daß uns die Sympathien der Weltmeinung bei einer weitgehend militärischen Einstellung zum Kalten Krieg verloren gehen würden, daß kleinlicher Protektionismus unsinnig ist, die Rassenfrage in unserem Lande unserer intensiven und beherrschten Aufmerksamkeit bedarf; und unsere Beziehungen zu den unterentwickelten Ländern ein großes Problem für uns sind.

Aus diesen Gründen finde ich nicht, daß die Ereignisse der vergangenen drei oder vier Jahre in Rußland sehr viel an den Faktoren geändert haben, die die amerikanische Außenpolitik bestimmen. Sie akzentuieren nur die bereits an uns gestellten Forderungen und machen sie dringlicher und lassen uns weniger Zeit und vielleicht auch weniger Raum, die Dinge zu tun, die wir längst hätten tun sollen.

Und welche Dinge sind dies?

1. Wir sollten auf alle Fälle militärisch stark und wachsam bleiben. Wir sollten dabei nicht an einen Sieg denken, denn im Zeitalter der Atomwaffe gibt es bestimmt keinen. Wir soll-

ten einen Grad der Stärke besitzen, der einen Angriff auf uns für andere nutzlos und gefährlich macht.

2. Wenn wir stark sind, sollten wir — um Gottes willen — nicht so viel darüber reden. Militärische Stärke ist eine Sache, die man hat und keine, über die man redet. Vor allem Dingen sollten wir bestrebt sein, der übrigen Welt nicht den Eindruck zu vermitteln, daß wir einen Krieg erwarten und gegenüber allen anderen Möglichkeiten blind sind.

3. Wenn wir uns auf unsere Stärke verlassen können, dann sollten wir das sowjetische Problem mit Distanz betrachten. Wir sollten aufhören, durch den Anblick einer Macht, die unsere Lebensphilosophie verwirft und unsere Werte leugnet, wie ein Vogel von der Schlange gelähmt zu sein. Wir sollten wieder Fassung gewinnen und uns resolut und mit Vertrauen der Erledigung jener Dinge zuwenden — und zwar innerhalb unseres Landes und bezüglich der übrigen Welt — die wir tun sollten und auch dann tun sollten, wenn die kommunistische Macht niemals ihr drohendes Haupt über den Horizont unserer Welt erhoben hätte.

Stets darauf vorbereitet, daß die Dinge auch anders laufen könnten, sollten wir unter der Voraussetzung handeln, daß Frieden herrscht, und aufgrund dieser Voraussetzung unsere Ziele setzen und uns an die Durchführung dieser riesigen Aufgabe machen — zu Hause und in der übrigen Welt — sogar in einer Welt, die nicht die leiseste Vorstellung eines neuen großen Krieges stört. Wir sollten lernen und anderen helfen zu lernen, wie Menschen in fruchtbarer Harmonie in der natürlichen Umgebung, in die Gott sie gestellt hat, leben können — und was noch schwerer ist, in fruchtbarer Harmonie mit sich selbst zu leben.

Wenn wir diese Linie zehn Jahre lang einhalten und am Ende dieser Zeit unsere russischen Freunde für uns immer noch ein scheußliches und gefährliches Problem sind, dann bin auch ich bereit, an den Aussichten für eine Koexistenz zu verzweifeln und mich nach drastischeren und dramatischeren Mitteln umzusehen. Aber ich habe moralisch die Gewißheit, daß es nicht dazu kommt. Am Ende dieser zehn Jahre müßten wir nach meiner Überzeugung feststellen, daß das Gespenst des sowjetischen Kommunismus — wie so viele andere Erscheinungen

in dieser Welt — weitgehend aufgehört haben würde, ein Gespenst zu sein, wenn wir es ablehnen, den Kommunismus dafür zu halten und uns trotz seiner entschlossen ans Werk begeben. Ich habe den Verdacht, daß die späteren amerikanischen Historiker bei einem Rückblick auf die Chruschtschows und Bulganins unserer Zeit nicht ohne Würdigung an der Wirkung ihres Einflusses auf das amerikanische Leben vorbeigehen könnten. Besinnen wir uns auf die tief sinnigen Beobachtungen Shakespeares über die Schuld, in der wir bei unseren Feinden stehen:

„Es ist ein Geist des Guten in dem Übel,
Zög ihn der Mensch nur achtsam da heraus:
Früh aufstehn lehren uns die schlimmen
[Nachbarn,

Was teils gesund teils gute Wirtschaft ist.
Dann sind sie unser äußerlich Gewissen,
Und Prediger und allen, die uns warnen,
Daß wir zu unserm End uns wohl bereiten.
So können wir vom Unkraut Honig lesen
Und machen selbst den Teufel zur Moral.“ *)

*) Heinrich V., 4. Akt, 1. Szene (A. W. Schlegelsche Übersetzung).

DANIELLE HUNEBELLE

Ein neuer Führer für England

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages veröffentlichen wir im folgenden den in der französischen Zeitschrift *RÉALITÉS*, April 1956, erschienenen Aufsatz von Danielle Hunebelle.

Die Köpfe auf den politischen Plakaten wechseln in England selten. Die Behauptung, *Hugh Todd Naylor Gaitskell* sei der Mann der Zukunft, ist nicht nur eine persönliche Ansicht, sondern eine mathematische Wahrheit. Es gibt in England nur zwei Parteien, zwei Führer, zwei denkbare Regierungschefs: Der Konservative oder der Arbeiterführer. Auf das Zweigespann Churchill—Attlee, das sich reich an Jahren, Ehren und Lorbeeren zurückgezogen hat, ist das Zweigespann Eden—Gaitskell gefolgt. Der eine ist Ministerpräsident, der andere wird es morgen sein. Wer ist Gaitskell?

Ein ziemlich großer, ziemlich junger Mann mit glattem Gesicht, ungewöhnlich heiter, mit himmelblauen Augen, ergrauenden Haaren, deren Wuchs durch zwei zu große Ohren behindert wird, scharfer Nase, einem doppelten doch unauffälligem Kinn, einem kleinen und schmalen Mund — ein Gesicht, wie man es sich unter einem Strohhut als Illustration eines Handbuchs über den perfekten Gärtner oder als heitere Zierde in gewissen Filmen Walt Disneys vorstellt. Irgend etwas an diesem Gesicht, der zugleich schalkhafte und väterliche, leutselige und freund-

liche Ausdruck, läßt an ländliche Gefilde und an Ferien denken, unglaublich bei einem Manne, der als „Intellektueller par excellence“ gilt. Denn Gaitskell, dieser charmante und lustige Bourgeois, der jeden Samstag abend den Damen der Arbeiterpartei den Cha-Cha-Cha beibringt, dieser scheue Mensch, der errötet, wenn man ihn fragt, ob er Gedichte geschrieben habe, ist wahrscheinlich der berühmteste Nationalökonom Englands.

Wie ist er es geworden? Und warum hat man diesen liebenswerten Gentleman zum Führer der Arbeiterpartei gewählt? Diese Fragen beantwortet er selbst mit der Präzision, Klarheit und Objektivität, die für ihn charakteristisch sind.

„Ich bin ein Mensch wie jeder andere“, beginnt er, „und es dürfte Ihnen schwer fallen, in meinem Leben eine einzige Anekdote zu entdecken, die des Erzählens wert wäre. Vielleicht ist mein Aufstieg einigermaßen bemerkenswert, nicht etwa weil er etwas Besonderes, sondern weil er nichts Besonderes enthält.“

Wir unterhalten uns in einem kleinen Nest in der Nähe von Manchester — in der Art von Vaucresson, das von einem Bier trinkenden Vla-

minck gemalt worden ist. Gestern hat Gaitskell zu den Arbeitern gesprochen, heute erholt er sich bei Freunden.

„Ich bin vor 49 Jahren in London geboren und entstamme einer Familie, die der bürgerlichen Aristokratie angehört. Mein Vater war Angehöriger der Zivilverwaltung in Indien und mein Großvater Generalkonsul in Schanghai. Mein älterer Bruder Arthur, den ich bewundere und den ich seit meiner Kindheit in allem nachzuahmen versuche, leitet die bedeutenden Baumwollplantagen im Sudan. Und meine Schwester Dorothea hat einen konservativen Abgeordneten geheiratet.“

Er ist auch ein richtiger Vetter von Peter Townsend. Es wundert ihn, daß seine Verwandtschaft mit einem solchen Heros überraschen kann.

„Meine Kindheit? Ab und zu kam meine Mutter aus Birma zurück, das waren dann wundervolle Besuche. Mit sechs Jahren spielte ich Bridge und Golf mit meinem Bruder und meiner Schwester.“

Seine Stimme ist nicht laut, seine Redeweise vollkommen und sein Englisch sehr rein.

„Mein Bruder war in Winchester, und ich wollte seinem Beispiele folgen. Diese Schule, eine Rivalin von Eton, ist die gründlichste Schule in England, und es ist besonders schwierig, dort aufgenommen zu werden. Ich versuchte, eine Freistelle zu erhalten. Ohne Erfolg. Dank der Pension, die meiner Familie nach dem Tode meines Vaters ausgezahlt wurde, konnte ich trotzdem

in diese Schule eintreten. ‚Du hast keine Ahnung, welche Vorteile Du vor den anderen hast. Nicht ein Junge von zehntausend kann sich ein Studium in Winchester leisten‘, sagte mir der Vater eines meiner Kameraden. Vielleicht haben mein starkes Gerechtigkeitsgefühl und der brennende Wunsch nach gleichem Recht für alle ihren Ursprung in diesem Satz“.

Ein unbedeutender Schüler

In Winchester trägt der junge Hugh eine Melone, zeichnet sich in nichts aus, ist bescheiden, ruhig, fleißig, unbedeutend, besonders wenn man ihn mit seinem Mitschüler R. Crossman vergleicht (heute der klügste Anhänger von Bevan, damals ein Wunderkind). Seine Karriere in Winchester endet mit einem neuen Fehlschlag. Er erhält kein Stipendium für Oxford. Und wieder hilft ihm seine Familie. „In englischen Schulen hält man nichts von Originalität. Glücklicherweise ermuntert mich in Oxford mein Hausvater äußerst heterodox selbst nachzudenken. 1926 bricht im Lande ein Generalstreik aus. Fast alle meine Kameraden, die Streikbrecher sind, bieten sich sofort als Zug- und Busführer an. Nach einigem Nachdenken entschlief ich mich, den Streikenden zu helfen, und miete ein Auto, um ihre Zeitungen auszutragen. Mein erster Kontakt mit dem Sozialismus erweist sich als entscheidend. In meiner Familie ist man jedoch äußerst konservativ.“

Einige Engländer betrachten Gaitskell daher als einen Fahnenflüchtigen. „Ich ziehe als Sozialisten einen richtigen Arbeiter vor“, sagen die Konservativen. Und die Arbeiter: „Gaitskell ist kein richtiger Sozialist, er kommt von der Universität“. Soviel ist gewiß, daß der junge Hugh liest, feststellt, daß die siegreichen Perioden der Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert mit einem Bündnis zwischen Arbeiter und Mittelklasse zusammenfallen und an seine Mutter schreibt: „Ich will nicht in die Zivilverwaltung für Indien eintreten, sondern irgendetwas schaffen“, und beschließt, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Mit 300 Pfund im Jahr ist er Professor für Volkswirtschaftslehre in einer kulturellen Arbeitervereinigung in Nottingham, im Kohlendistrikt, auf dem Höhepunkt der Arbeitslosigkeit. Er ist empfindsam und ängstlich, er zittert, aber man fühlt seine Aufrichtigkeit, seine Vorlesungen haben Erfolg; er selbst auch, und zwar nicht nur bei den Grubenarbeitern, sondern auch bei den Mädchen der Umgebung. „Als ich meinen Mann einige Jahre nach seiner Probezeit in Nottingham kennenlernte, lehrte er Volkswirtschaft an der Universität in London,“ erklärte Frau Gaitskell, während sie ihr schwarzes Kostüm, das sie über einer Hemdbluse trägt, an den Revers zurechtzieht. „Ich arbeitete bei einem Verleger, und wir haben zusammen bei sozialistischen Freunden getanzt.“

Der ritterliche Geist von Gaitskell begeistert sich für diese kleine, traurige, nervöse, intelligente Brünette, die schon geschieden und Mutter eines Sohnes ist, der heute in der Weltbank in Washington arbeitet. Aber während Hugh im Temperament und durch Tradition typisch

englisch ist, ist Anna-Dora Creditor, in Rußland geboren und seit ihrem 4. Lebensjahr durch ihren Vater in England ansässig. Jüdin (sie liest und spricht perfekt Hebräisch), sehr europäisch geblieben. Zwei Mädchen sind aus dieser Verbindung hervorgegangen, Julia und Cressida, die heute 16 und 14 Jahre alt sind.

1939 bricht der Krieg aus. Gaitskell hat Zeit gehabt, mit gleichgesinnten Freunden ein kleines Gremium von Reformern zu bilden, das im ersten Stockwerk eines Wirtshauses Richtlinien für die Verhaltensweise der Arbeiterpartei entwirft und die Welt zu verbessern versucht. Er geht mit Unterstützung der Rockefeller Stiftung für ein Jahr zum Studium nach Wien und erlebt gerade das Ausscheiden von Dollfuß, wodurch er sich an Ort und Stelle ein Urteil über den Faschismus bilden kann. Zweimal erleidet er bei den Wahlen eine Niederlage. Er kauft ein kleines Haus, übersetzt ein deutsches Buch über die Theorie des Kapitals und widmet sich seinen gärtnerischen Neigungen und seiner Familie. Er wird von der Regierung als Experte für Nationalökonomie herangezogen und 1940 Sekretär des Ministers Hugh Dalton. Um ihn von seinem Chef zu unterscheiden, nennt man ihn „den kleinen Hugh“. Man schätzt seinen klaren Verstand, seine Integrität, seine Energie, seine Heiterkeit, aber niemand (ausgenommen vielleicht er selbst, denn er soll sehr ehrgeizig sein) tut etwas besonderes für die glänzende Karriere, die ihm bevorsteht. Die entscheidende Wahl findet 1945 statt. Trotz seiner Vorliebe für Verwaltungsarbeiten und trotz heftiger Herzbeschwerden faßt er Mut, bereitet seine Reden vor, lernt sie auswendig, trägt sie seiner Frau vor und holt sich schließlich in glänzender Manier die Würde eines Abgeordneten in einem Wahlkreis von Leeds.

Gaitskell zieht jetzt also ins Unterhaus ein. Im Alter von 38 Jahren geht er nach einem kurzen Spaziergang an der Themse mit klopfendem Herzen, unempfindlich für die Kälte, ohne die alten viktorianischen Häuser eines Blickes zu würdigen, die auf der anderen Seite des Quai gleich uniformierten Schreibmaschinen Wache halten, zum ersten Mal durch die kleine Tür unter dem Gerüst von Westminster. Er durchmißt die gotischen Gänge, die zugleich etwas von der Sainte-Chapelle, vom Justizpalast und der Nationalbibliothek haben. Er dringt in das Innerste des Unterhauses ein, das verhältnismäßig klein und schlecht erleuchtet ist, wo sich die mit grünem Leder bezogenen Bänke rechts und links von dem Sprecher mit Perrücke gegenüberstehen und viel eher die Atmos-

phäre eines Hörsaals als einer Arena oder eines Theaters verbreiten. Er setzt sich bescheiden auf die hinterste Bank und betrachtet voller Bewunderung diejenigen seiner Kollegen, die in der ersten Reihe sitzen und sich durch Wissen und Erfahrungen das Recht erworben haben, sich wie in einem Bette auszustrecken und ihre Füße auf den Tisch rund um die schwere Goldmasse zu legen. Welchen Eindruck haben nun die Konservativen von dem neuen Abgeordneten, als er zum ersten Mal eine Anfrage an sie richtet? „Oxforder Akzent, weiße Hände, noch so ein verdammter Intellektueller aus Winchester“, sagen sie sich. „Aber er scheint guten Willens zu sein, einen klaren und methodischen Verstand zu haben. Wir werden ja sehen, was er von sich geben wird, wenn er erstmal seine politische Unerfahrenheit überwunden hat“.

Gaitskell hat sie tatsächlich immer noch nicht überwunden. Elf Jahre ist er jetzt Abgeordneter, aber immer noch ist er ein „Neuling“. Bei einem Experten, der im Grunde ein scharfer und gründlicher Denker ist, bei einem Statistiker hat eine solche Naivität etwas Erstaunliches. Man fühlt, daß sich dieser Mann, dessen gesundes, gutmütiges, folkloristisches Aussehen zugleich an Candide und an Cadet Rouselle erinnert, und der sich auf Grund seines maßvollen Wesens, seines Taktes und seiner vollkommenen Sprachbeherrschung in der Touraine bei einer Probe von Anjou-Weinen wohlfühlen könnte, die unmittelbare Fähigkeit bewahrt hat, sich zu wundern und zu empören, zu vertrauen und zu glauben. Für ihn existiert das Gute und auch das Schlechte, und die Gleichheit ist im Interesse aller Menschen wünschenswert und auch realisierbar. Er strebt nach einer Art demokratischem Sozialismus nach skandinavischem Vorbild. Er hat in sich und in seine Ideen Vertrauen, aber er beurteilt sich mit der gleichen Objektivität wie die anderen. Wenn er über Bevan sagt: „Er ist unfähig zu sagen, ich weiß nicht, das ist seine Schwäche“, so bekennt er selbst seine Irrtümer gerne. Man wirft ihm eine gewisse intellektuelle Arroganz vor. Dummheit macht ihn ungeduldig, er verträgt es nicht, von Dummen angegriffen zu werden, und seine freundliche Höflichkeit ist größer als seine Bescheidenheit.

Wie stieg er so schnell in die Höhe? Zuerst Staatssekretär im Ministerium für Treibstoff (wo er die Freundschaft mit seinen alten Freunden aus den Kohlengruben erneuert, während Shinwell, sein Minister, bewundernd von ihm sagte: „Er hat alle Eigenschaften, die ich nicht habe: Geschick, Können und Humor“), dann Wirtschaftsminister und 1951, nach dem Tode von Sir Stafford Cripps, Schatzkanzler (der jüngste, den England seit der Ernennung von Winston Churchills Vater 1903 gekannt hat). Zur Zeit ist er als Nachfolger des zurückgetretenen Graf Attlee Führer der Arbeiterpartei. Man kann sagen, er ist auf den Gipfel hinaufgeschossen worden. Warum?

Attlee fürchtet die brillanten Köpfe

Als die Arbeiterpartei 1945 zum ersten Mal seit ihrer Gründung (1903) die Wahlen gewinnt, stellte es sich heraus, daß es an Fachkräften fehlt. Sie hat nicht das grundsätzliche Vertrauen einer führenden Klasse erworben, sie kann sich nicht erlauben, zum Schatzkanzler einen ähnlichen Mann wie Churchill zu ernennen, der diesen Posten fünf Jahre lang bekleidete, ohne der Wirtschaft im geringsten „Hindernisse in den Weg zu legen“. Daher der phantastische Aufstieg der jungen Equipe, der Gaitskell, Pakenham, Wilson, usw. Andererseits mißtraut Attlee wie alle Engländer außerordentlich den zu intelligenten Leuten. Nach seiner Ansicht ist das Kabinett vorbildlich, das genügend glänzt, um die Probleme lösen zu können, aber dessen Ideen nicht so originell sind, daß sie beunruhigen. Zwischen einem Gaitskell, der Oxford mit dem akademischen Grad eines Baccalaureus Arbiurn verließ; und einem strahlenden Croßman, der seine Studium zwei Jahre früher als alle anderen abschloß, zögert er nicht. Aber als er sich im vergangenen Dezember mit dem Gedanken trug, als Parteiführer zurückzutreten, ist er unschlüssig: Der erträumte Nachfolger existiert nicht. Kein Anwärter, weder Morrison, noch Bevan, noch Gaitskell scheint in jeder Beziehung der Mann der Stunde zu sein. Die englische Arbeiterpartei hat mit den meisten sozialistischen Parteien der ganzen Welt nichts gemein. Sie ist in erster Linie ein Interessenverband auf gewerkschaftlicher Grundlage. Sechs Millionen Gewerkschaftsangehörige sind mittels ihrer Gewerkschaften in der Partei eingeschrieben. Wenn sie

nicht ausdrücklich erklären, daß sie nicht der Labour Partei angehören wollen und austreten, werden sie automatisch als Mitglieder angesehen und müssen einen jährlichen Beitrag zahlen, der zwischen 50 Schillingen (ungelernte Arbeiter) und 6 Pfund (Journalisten) liegt. Von den 163 048 Pfund, die 1955 als Parteibeiträge gezahlt worden sind, kamen 138 688 von den Gewerkschaften. Die Zentrale der Arbeiterpartei ist symbolisch im „Transport House“ untergebracht, im gleichen Gebäude wie die wichtige Transportarbeitergewerkschaft. Die meisten Gewerkschaften, wie die der städtischen Arbeiter, Grubenarbeiter und 80 andere, die der Gründung der englischen sozialistischen Partei 200 Jahre voraus sind, sind sehr konservativ und bilden den rechten Flügel der Partei (eben um Gaitskell). Dem linken Flügel, mit Bevan als Führer, der weniger stark ist, folgen ungefähr 1,5 Million Mitglieder, die sich aus den militanten Sozialisten und den Mitgliedern der lokalen Verbände (Wählerschaften) rekrutieren. Das Gleichgewicht zwischen gemäßigten Gewerkschaftsangehörigen und militanten Sozialisten herzustellen, die Interessen der einen mit der Weltanschauung der anderen auf einen Nenner zu bringen, muß daher die dauernde Aufgabe eines Arbeiterführers sein. Als Attlee, der 20 Jahre lang Schiedsrichter gespielt hatte, den Entschluß faßt abzutreten, gibt es den Mann der Mitte tatsächlich nicht. Die Arbeiterpartei hatte jedoch zweimal nacheinander die Wahlen verloren. Wie ist es dazu gekommen?

Wohlleben macht konservativ

Die gegenwärtige Prosperität Großbritanniens ist zweifellos das augenfälligste Phänomen des Abendlandes. In fünf Jahren ist der industrielle Produktionsindex von 100 auf 146 gestiegen. Einer von drei Familienvorständen besitzt Haus, Auto und Fernsehapparat. Im vergangenen Jahr sind in England ebenso viele Ventilatoren verkauft worden wie in den Vereinigten Staaten. Die Vollbeschäftigung, die gestiegenen Löhne, Arbeitsstunden wie ein „Großbankier“ (man kommt gegen 10 Uhr morgens ins Büro und geht bereits um 5 Uhr abends), die Aufhebung der Beschränkungen, so daß jeder nach Herzenslust essen und trinken kann, der Überfluß und die Reichhaltigkeit der Auslagen, die Ferien auf dem Kontinent, die schnelle Amerikanisierung des täglichen Lebens, die Wandlung der Geschäftsmentalität (heute trägt alle Welt Konfektion, die Kaufhäuser von Montagu-Burton, der englischen Thiéry, schießen wie Pilze aus dem Boden); wo man vor dem Kriege 62 Kinderwagenmodelle zwischen 40 Schillingen und 40 Pfund anbot, gibt es heute zwei fast gleiche Modelle; mit einem Wort, der Wirtschaftsboom und die unerhört schnelle wirtschaftliche Ausweitung in diesem Lande haben die Gesellschaftsstruktur unmittel-

bar beeinflusst und die Physiognomie der Wählerschaft grundlegend verändert.

Sieben Millionen gelernte Arbeiter, die in der Eisen-, Automobil-, Maschinen- und Elektroindustrie arbeiten, sind heute Bürger. Was wählen sie? Sie haben bekommen, was sie haben wollten, sie möchten in Frieden ihre neuen Besitztümer genießen, auf der sozialen Leiter nach oben klettern, höher eingestuft werden. Fünf Jahre soziale Errungenschaften haben die Wähler dem konservativen Lager zugeführt. Und wenn ein paar noch nicht die Tories wählen, so wählen viele von ihnen überhaupt nicht mehr. Die letzten Wahlen sind von der Partei gewonnen worden, die einerseits am wenigsten Stimmen verloren und die wenigsten Stimm-

enthaltungen zu verzeichnen hatte und die andererseits (wie in jedem Lande, wo die Wahlchancen der beiden Parteien ziemlich gleich sind und ein Unterschied von 2% Stimmen genügt, um das Ergebnis zu entscheiden) die Mitläufer, die Unentschiedenen, die „schwankende Wählermasse“ am meisten beruhigen konnte. (1955 haben die Konservativen 12 469 825 Stimmen bekommen gegenüber 12 405 146 für die Arbeiterpartei, ein Unterschied, der fast keiner ist. Nichtsdestoweniger haben die Konservativen auf Grund des direkten Wahlsystems eine Mehrheit von 57 Sitzen erhalten.)

Beruhigen? Gerade die Arbeiterpartei war zum Zeitpunkt der Wahlen in keinem beruhigenden Zustand: ein verrücktes Programm, schwere interne Unstimmigkeiten, ein Bevan — ein enfant terrible, der alte wilde Waliser, der von der Arbeiterpartei vor dem zweiten Weltkrieg ausgeschlossen, aber gerade vor den Wahlen wieder aufgenommen worden ist — und der nun gegen die Führer seiner Partei einen äußerst scharfen Wahlfeldzug führte. Was wirft er ihnen vor? Daß sie den Kontakt mit dem wahren Sozialismus verloren haben. Daß sie zu stark zentralisiert sind. Daß sie durch militärische Disziplin die Opposition mundtot machen. „Ich präsentiere mit den militanten Sozialisten ein Drittel der Arbeiterstimmen“, grollt er und schüttelt seine weiße Mähne. „Ich sollte also ein Drittel der Mitglieder des Exekutiv Ausschusses stellen. Wie sieht es damit aber aus?“

Der Exekutiv Ausschuss wird jedes Jahr auf dem Parteitag in Margate gewählt: 12 Vertreter der Gewerkschaften durch die Gewerkschaften, 5 Sozialistinnen durch Stimmenmehrheit, wobei die Gewerkschaften dominieren. Dazu kommen vier Mitglieder von Rechts wegen, der Parteiführer, der stellvertretende Parteiführer, der Generalsekretär und der Chef der Wahlpropagandisten, alles Leute aus den Gewerkschaften. „Bleiben noch meine sieben Bevanisten als Vertreter meiner Anhänger in den Wahlbezirken. Aber da im Exekutiv Ausschuss alles nach Mehrheitsbeschluß geht, da außerdem alle Entschlüsse vor der Zusammenkunft des Kongresses überprüft und torpetiert werden, wenn sie nur im geringsten von der Parteilinie abweichen, so ist der Opposition völlig der Mund verstopft. Außerdem sind die Abstimmungen im Parlament geheim. Der Wähler kann nie erfahren, wie sein Abgeordneter abgestimmt hat. Wir haben es nicht mit einer demokratischen Organisation, sondern mit einer Verschwörung zu tun. Wir sind einer Kamarilla ausgeliefert usw.“

Das Enfant terrible ist ausgeschaltet

Er, Bevan, hält sich für das wahre Gewissen der sozialistischen Partei, und anstatt bei jeder Wahl den Leuten ohne Ansicht, den politischen Analphabeten zu schmeicheln, möchte er vielmehr das Drittel der Arbeiterklasse gewinnen, das konservativ wählt. Bevan ist in England außerordentlich populär, selbst bei den Tories. Seine Ungerechtigkeiten, sein unlogisches und leidenschaftliches Temperament, das selbst Chur-

chill während einer Debatte nicht zu reizen wagte, gefällt, und man hört immer wieder den Satz: „Ohne den Whisky wäre Bevan der erste Mann Englands“. Aber während sein volkstümliches Temperament die militanten Sozialisten mitreißt, erschreckt es die Gewerkschaftler. Die großen Gewerkschaftsführer, Williamson (städtische Arbeiter), Sam Watson (Bergarbeiter), die keineswegs den Wunsch haben,

das gegenwärtige System der Industrie zu reformieren noch die Nationalisierung voranzutreiben und alles Interesse daran haben, die privilegierte Situation der Gewerkschaften aufrecht zu erhalten und jede revolutionäre Maßnahme zu vermeiden, die die blühende Wirtschaft stö-

ren könnte, haben seit langem schon den Mann vom rechten Flügel der Partei, den pro-amerikanischsten der Arbeiterführer, den Anhänger der Vollbeschäftigung, den ausgezeichneten Nationalökonom Hugh Gaitskell zu ihrem Verteidiger gewählt.

Einer klassenlosen Gesellschaft entgegen

Andererseits wissen sie, daß angesichts einer Art Nivellierung von oben her, die für die gegenwärtige englische Gesellschaft charakteristisch ist, der allgemeinen Tendenz zur Mitte, der Ausdehnung des Mittelstandes durch Zuwachs an ehemaligen wohlhabend gewordenen Arbeitern und der Bildung einer neuen bürgerlichen Schicht diese ganze Anhängerschaft, die bei jeder klassenkämpferischen Neigung und Ideologie ist, nur durch einen gemäßigten Parteiführer gewonnen werden kann. Auf außenpolitischem Gebiet ist Gaitskell ein begeisterter Anhänger der NATO und des Atlantischen Bündnisses. Er ist nicht neutralistisch, er wird sich mit den Russen nicht um jeden Preis verständigen. Auf dem Gebiet der Wirtschaft will er das Wohl einer möglichst großen Anzahl Menschen, und wenn er gewisse Beschränkungen wieder einführt, dann nur um die Inflation zu drosseln und eine Arbeitslosigkeit zu vermeiden. Man hat Vertrauen in seine Klugheit, seinen gesunden Menschenverstand und seinen Sinn für das Maßvolle. Als daher am 14. Dezember 1955 die 277 Arbeiterabgeordneten den kleinen Wahlzettel zu Hause erhalten, auf dem sie den Namen ihres Kandidaten für den Posten eines Parteiführers unterstreichen müssen, sind die Würfel gefallen. Bevan kann keinen Anspruch auf die Mehrheit erheben. Bleibt der dritte Kandidat, Morrison. Aber Morrison ist ein betagter Mann, und seit den Wahlen huldigt man in der Partei ganz entschieden dem Wahlspruch: „Platz den Jungen“.

Gaitskell wird also mit 157 gegen 70 Stimmen für Bevan und 40 für Morrison gewählt. Er ist ohne sein Zutun nach oben gestiegen, er hat sich nichts vorzuwerfen und wird seinem Lande in nützlicher Weise dienen können. Hellwach ohne Zynismus, ehrgeizig ohne Schärfe, glücklich ohne Prahlerei, liebenswert und gerne geliebt, schämt er sich nicht, einer privilegierten Klasse anzugehören, im Gegenteil. Seine Erziehung prädestiniert ihn für die Verantwortung, und er ist sich dessen bewußt. Er spricht deutsch und ein wenig französisch. „Ich bedauere lebhaft“, sagt er, „daß ich mich niemals sechs Monate in Frankreich aufhalten konnte, um ein korrektes Französisch zu lernen.“ Er hat jedoch seine Flitterwochen in Lavandou verbracht. Er kennt ganz Europa obenhin, und es stellt sich heraus — vielleicht ist es der Einfluß seiner Frau? — daß er für einen Engländer ziemlich weitgehend europäisch orientiert ist. Er hat den Mittleren Osten, Israel, Jordanien, Indien und Pakistan bereist. („Asien, das für uns so wichtig ist“) Er kennt Kanada und begibt sich jedes Jahr in die Staaten. Er ist zwar Mitglied der anglikanischen Kirche, aber nicht ausübend.

Er wird jeden Morgen um 8 Uhr geweckt, verläßt zwei Stunden später am Steuer seines Ford das Haus und kehrt erst um 11 Uhr abends wieder zurück. Während des ganzen Tages pendelt er zwischen Transport House und Westminster hin und her, geht am Nachmittag zu den Parlamentssitzungen, interveniert in Wirtschaftsdebatten und bei Diskussionen über die großen Probleme, greift die Regierung an oder nimmt an den Zusammenkünften des Nationalausschusses teil, in dem Mitglieder der Partei und der Gewerkschaften vertreten sind. Er liebt das parlamentarische Spiel, und Verwaltungsfragen langweilen ihn nicht. In einer halben Stunde Entfernung, in einer großen Villa mit 14 schlecht geheizten Zimmern, die innerhalb eines kleinen Gartens in einem nördlichen konservativen Vorort Londons liegt, kümmert sich Frau Gaitskell um den Haushalt oder stellt sich beim Kaufmann an, denn es wird nichts ins Haus geliefert. Im Gegensatz zu ihrer Aufwartefrau, die ihr täglich 3 Stunden hilft, besitzt sie weder eine Waschmaschine noch einen Fernsehapparat. Ab und zu taucht Cressida auf, eine kleine, lebhaft Brünnette mit spitzem Gesichtchen in gelbem Pullover mit Rollkragen, um die Saite vom Kla-

vier zu entfernen, die wegen der Feuchtigkeit gesprungen ist, oder im rosafarbenen dekolletierten Seidenkleid mit großer Schleife auf der Brust die reizende Julia, deren Zeichnungen — Parkansichten, welke Blätter, Kinderwagen — die Wände des Hauses schmücken und die Schauspielerin werden möchte. Heute abend wird sie sich die Tänzerin Margot Fonteyn im Covent Garden ansehen, und sie hat vorher gerade noch Zeit, in die Badewanne zu springen. Den Ottermantel der Mutter über den Schultern dreht sie sich in ihrem hübschen Kleid im Kreise, das sie sich von ihren Ersparnissen gekauft hat: „Der STANDARD hat mich um einen Artikel gebeten über: ‚Was ziehen Sie vor, daß Ihre Mutter zu Hause bleibt oder arbeiten geht?‘ Natürlich ziehe ich es vor, daß sie zu Hause bleibt. Ich habe 10 Pfund dafür bekommen. Die rosa Sandalen hatte ich schon. Ich habe nach dem passenden Kleid dazu gesucht und dieses hier gefunden. Eine Gelegenheit: Ich habe nur 3 Pfund bezahlt. Sehen Sie sich doch nur mal das Rosa an!“ Wenn der Vater am Samstagabend nicht an einer Versammlung in der Provinz teilnehmen muß, gehen sie alle zusammen ins Kino, um „Rififi bei den Menschen“ (einfach himmlisch!) zu sehen. Wenn Freunde zum Essen kommen, bereitet Frau Gaitskell die hartgesottenen und mit Zwiebeln frikassierten Eier, den warmen Schinken und die gebackene Ananas und den Schokoladencreme selbst zu. Und dann wird zum Grammophon getanzt, was sich großer Beliebtheit erfreut. Letztes Jahr war Mailand das Ferienzziel. Und dieses Jahr? ...

England hat nur ein Problem: Die Inflation

Welche Aufgaben warten nun auf Hugh Gaitskell? Er wird Führer der Arbeiterpartei zu einem Zeitpunkt, da England eine wirtschaftliche Blütezeit erlebt und seine Regierung angegriffen wird wie nie zuvor. Eine Zeichnung im PUNCH, die großes Aufsehen erregt, zeigt das Schiff „England“, wie es auf den Wellen hin- und hertanzt und von einem Mann ohne Kopf gesteuert wird. „Eden langweilt England tödlich, er ist ein Mann ohne Bedeutung“ ist in den Zeitungen zu lesen. „An ihm ist nichts zu hassen und nichts zu lieben ... Ein General mit Neigung zu Rückzugsgefechten, dessen Instruktionen genau so dynamisch sind wie eine Plauderei über die Bedeutung der Kartoffel in der englischen Volkskunde ...“ Die mildesten vergleichen ihn mit einem Stummfilmstar, der im Tonfilm versagt hat.

England hat nur ein Problem: Die Inflation. Niemand gibt die Krise zu, aber sie ist da. Vor dem Kriege entsprachen die englischen Gold- und Devisenreserven den Einfuhren von zwei Jahren, heute decken sie die Einfuhr von zwei Monaten. Die Engländer halten an einem gehobenen Lebensstandard fest, ohne zugeben zu wollen, daß sie als Kaufleute in einer Welt der Konkurrenz leben. Die Produktivität bleibt hartnäckig ein wenig unter der Höhe, die sie haben sollte und auch erreichen könnte. Als ob

sich die Bergarbeiter sagen, sie riskieren Arbeitslosigkeit und die Schließung der Gruben, wenn sie 10% mehr fördern. Die konservative Regierung weigert sich jedoch, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen. Obgleich sie jetzt im Parlament über die angenehme Mehrheit von 57 Sitzen verfügt und 5 Jahre Zeit hat, um ihre Pläne durchzuführen, wagt sie es nicht, die unumgänglichen Maßnahmen zu ergreifen aus Angst, die Wählerschaft zu enttäuschen und zu erzürnen. Es besteht die Möglichkeit, daß MacMillan nicht bis zum Ablauf seines Mandats bleibt, vor allem, wenn sein nächster Haushaltsplan die Lage nicht verbessert. In diesem Falle hätte die Arbeiterpartei eine gute Chance, die nächsten Wahlen zu gewinnen. Auf diesen Augenblick wartet Gaitskell. Er allein ist fähig, die Psychologie des englischen Arbeiters umzumodeln, indem er versucht, ihm einen neuen geistigen Impuls zu geben — die physische Anstrengung, die Produktivität um 5 oder 10% zu steigern, ist nicht schwer — und seine Doktrin dadurch langsam reifen zu lassen. Da die Konservativen sich mit dem Wohlfahrtsstaat abgefunden haben (kostenlose ärztliche Behandlung, hohe Löhne, sehr starke steuerliche Belastung der Reichen und gehobener Lebensstandard der unteren Klassen), hat die Arbeiterpartei keine Forderungen mehr zu erheben: Sie

sieht sich einem politischen und philosophischen Bankrott gegenüber. Der Klassenkampf ist vorbei. Es ist nun an Gaitskell, eine angemessene, elastische und wirkungsvolle Formel für einen Neo-Klassenkampf zu finden, die ihn instandsetzt, die Ideologie seiner Partei zu er-

neuern, in einer Solidaritätsaktion den linken mit dem rechten Flügel zu versöhnen und dann mit glücklichem Erfolg die Führung seines Landes zu fordern.

Die Engländer können einem Mann Vertrauen schenken, von dem der Amerikaner Eric

Johnston, der in England über den Abbau der Einfuhrbeschränkungen für Filme verhandelt hat, vor einigen Jahren nach der Niederlage der Konservativen sagte: „Ich bin niemals in meinem Leben einem Mann begegnet, der mit so viel Charme „nein“ zu sagen weiß.“

DANKWART A. RUSTOW

Die Verteidigung des nahen Ostens

Der folgende Artikel, den wir mit Genehmigung des Verlages der amerikanischen Zeitschrift FOREIGN AFFAIRS entnehmen, erschien bereit. im Januar 1956. Im Hinblick auf die Vorgänge im Nahen Osten ist er von besonderem Interesse.

Durch den von Ägypten abgeschlossenen Vertrag, gegen Baumwolle Waffen aus dem Sowjetblock einzuführen, ist der Nahe Osten erneut zum vordersten Frontgebiet im Kalten Krieg geworden. Nach diesem ersten Sieg im Nahen Osten seit etwa acht Jahren haben die Kommunisten den Ländern in diesem ganzen Raum weitere Angebote für Waffenlieferungen und andere Hilfeleistungen unterbreitet. Die regionalen Spannungen waren schon ernst genug, ohne daß sie jetzt noch von den Russen auf diese Weise ausgenutzt werden: Ende August vorigen Jahres begannen eine Reihe von bewaffneten Zusammenstößen zwischen Ägypten und Israel, die zu den schwersten Verlusten an Menschenleben seit 1949 geführt haben. Die Sackgasse, in der die britisch-griechisch-türkischen Verhandlungen über Zypern gelandet sind, führte zu einer Welle von üblem Massenterror in Istanbul und Ismir, wie dies in der türkischen Republik seit 22 Jahren nicht mehr der Fall gewesen war. Dadurch wurde mindestens zeitweilig nicht nur die östliche Flanke der NATO, sondern auch der seit Jahren bestehende Balkan-Pakt paralysiert. Weiter westlich zwangen die immer wiederkehrenden Aufstände in Marokko und Algerien Frankreich dazu, ungefähr die Hälfte seiner NATO-Truppen nach Nordafrika zu verlegen. Die Aufstände gefährdeten ein Gebiet, in dem sich in einer großen Dichte wichtige Verteidigungs-Einrichtungen der westlichen Welt befinden.

In dem Jahr, das diesen Terror-Ausbrüchen vorausging, schienen die Diplomaten des Westens bedeutsame Erfolge errungen zu haben: so wurden Verträge abgeschlossen über den Suez-Stützpunkt und das persische Öl, die Selbstverwaltung in Tunesien und gegenseitige Verteidigungsabkommen zwischen den sogenannten „Nordgürtel-Ländern“ (Türkei, Irak, Persien und Pakistan). Beinahe über Nacht wurden die Krisen in Ägypten, Palästina, Zypern und Nord-

afrika zu einer ernstesten Bedrohung für die Stabilität und das Verteidigungs-Potential, die beide durch die oben erwähnten Abkommen in diesem ganzen Raum gewährleistet schienen.

Der Nahe Osten wird schon seit langem als ein entscheidender Mittelpunkt, nicht nur der gesamten Weltpolitik, sondern auch der militä-

rischen Strategie angesehen. Welches sind die wichtigsten Faktoren, die diesem Raum seinen besonderen strategischen Wert verleihen? Wo liegen seine starken und seine schwachen Stellen im Rahmen der regionalen Verteidigung? Welcher Art sind die Bedrohungen, gegen die dieser Raum unter Umständen verteidigt werden muß?

Die geographische Lage

Der erste strategische Faktor ist durch die geographische Lage gegeben. Auf Grund dieser seiner Lage kann der Nahe Osten sowohl als Bindeglied wie auch als Schranke zwischen den Meeren und Kontinenten dienen. Ein starkes Verteidigungs-System im Nahen Osten würde eine lebenswichtige Verbindungslinie zwischen den westlichen Positionen in Europa und denen in Australien und Asien und somit auch zwischen der NATO und der SEATO darstellen. Wenn der Suez-Kanal für die alliierte Schifffahrt gesperrt wäre, würde sich die Entfernung zwischen dem Nordatlantik und dem Indischen Ozean um ungefähr 10 000 km vergrößern, während man die benötigte Schiffstonnage verdoppeln müßte. Im umgekehrten Verhältnis ist wahrscheinlich der russische Zugang zum Indischen Ozean eine Vorbedingung für sowjetische Marineoperationen in Weltmaßstab.

Die geographische Bedeutung des Nahen Ostens läßt sich am besten aufzeigen an Hand einer Analyse der strategischen Lage, die sich für den Westen ergeben würde, wenn dieser Raum jemals verloren ginge. Die Gebirgskette Taurus-Zagros (die, wie wir sehen werden, die wichtigste, natürliche Verteidigung des Raumes darstellt) hat vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf eine Länge von nur ungefähr 1 600 km. Westlich des Suez stellen nur die Gebirge von Abessinien und Kenya, sowie die Atlas-Berge vergleichbare Hindernisse für einen sowjetischen Vormarsch dar. (Zwischen beiden Gebirgsketten liegen ungefähr 4 600 km Wüste und Steppe.)

Die Zagros-Linie ist daher nicht nur die natürliche Verteidigung für den Nahen Osten, sondern auch die erste Verteidigungslinie für das Mittelmeer und den gesamten afrikanischen Kontinent, der ja die Flanke und das Hinterland Europas deckt, ja für den Indischen Ozean und die Flanke des süd-ostasiatischen Gebietes. General Eisenhower formulierte es vor einigen Jahren so: „Was den reinen Wert an Gelände anbetrifft, so gibt es in der ganzen Welt vom strategischen Gesichtspunkt aus betrachtet keinen wichtigeren Raum als den Nahen Osten.“

Abgesehen von seiner immensen Bedeutung für die Verteidigung ist der Nahe Osten auch eine ideale Operationsbasis für jeden Gegenangriff des Westens mit Hilfe von Luft- und Landstreitkräften, wenn es jemals zu einer sowjetischen Aggression kommen sollte. Die nahöstliche Grenze von der Türkei bis nach Afghanistan ist das einzige Gebiet, in dem eine Ausdehnung des sowjetischen Machtbereiches über die Grenzen von 1939 hinaus nicht gelungen ist. Der Nahe Osten stellt geradezu einen Keil dar zwischen den sowjetischen Machtbereichen in Osteuropa und Ostasien. In keinem anderen nichtkommunistischen Gebiet befinden sich Luftstützpunkte, die so nahe an den wichtigsten sowjetischen Industriezentren bei Baku, am Donez, im Ural und in Südsibirien liegen, wie das im Nahen Osten der Fall ist. Umgekehrt befinden sich alle lebenswichtigen Zentren des Nahen Ostens: der „Nordgürtel“, die Länder im levantinischen Raum, die

wichtigsten Ölfelder, der Suezkanal und die westlichen Luftstützpunkte bis hin nach Tripolis — innerhalb einer Sechzehnhundert-Kilometer-Reichweite der sowjetischen Flugplätze in Bulgarien, im Kaukasus und in Turkestan.

Das Öl

Der zweite strategische Faktor — das Öl des Nahen Ostens — erlangte seine volle Bedeutung erst nach dem zweiten Weltkrieg, als dieses ganze Gebiet in die Reihe der weltgrößten Ölvorkommen aufstieg. Die Bedeutung dieses Ölgebietes wird in kommenden Jahren vielleicht sogar noch größer werden. Das läßt sich an einigen statistischen Daten aufzeigen. Während sich die Ölproduktion der gesamten Welt in der Zeit zwischen 1938 und 1955 mehr als verdoppelte, stieg sie im Nahen Osten um das Siebenfache an, das bedeutet einen Anteil von 20 Prozent an der Weltproduktion gegenüber sechs Prozent im Jahre 1938. In den drei Jahren der Stilllegung der Ölfelder in Abadan (1951 bis 1954) steigerten die arabischen Ölfelder ihre Produktion um die Hälfte; dabei wurden für jede gewonnene „barrel“ Öl ungefähr 15 neue entdeckt. Man schätzt, daß die noch vorhandenen Reserven an Rohöl im Nahen Osten tatsächlich zehnmal so groß sind, wie man das vor dem Krieg angenommen hatte. Allein im Jahre 1953 betrug die vorsichtigsten Schätzungen der festgestellten Ölvorkommen im Nahen Osten dreimal soviel wie die gesamte Produktion der letzten 42 Jahre in diesem Raum. Heute liegen nahezu zwei Drittel der bisher entdeckten Ölvorkommen der Welt im Nahen Osten. Selbst wenn man von den in letzter Zeit erzielten hohen Förderziffern ausgeht, würden die bis jetzt festgestellten Ölvorkommen des Nahen Ostens genug an Vorrat für etwa hundert Jahre bieten gegenüber einem Vorrat für nur zwölf Jahre in den Vereinigten Staaten.

Bei militärischen Operationen in einem zukünftigen Krieg kann jedoch die Bedeutung des nahöstlichen Öles außer Betracht gelassen werden, da die Bohranlagen, Ölleitungen und Tanker ein zu leichtes Ziel für Bombenflugzeuge und Saboteure darstellen, als daß sich eine der kriegführenden Parteien auf eine weitere, regelmäßige Belieferung mit Öl aus diesem Gebiet verlassen könnte. Ganz abgesehen davon würde eine erhöhte Produktion in der westlichen Hemisphäre wahrscheinlich die etwaigen Verluste der freien Welt im Nahen Osten wettmachen. In einer Zeit des bewaffneten Friedens oder aber der Kriegsvorbereitungen könnte es jedoch durchaus im russischen Interesse liegen, das Öl des Nahen Ostens einmal für den Westen zu sperren und zum andern für den eigenen Verbrauch zu erschließen. Die Produktion des Nahen Ostens deckt heute etwa vier Fünftel des westeuropäischen Bedarfs an Öl. Auf diese Weise wird der Abbau der Ölfelder in der westlichen Hemisphäre, die unsere sicherste Nachschubquelle darstellt, merklich aufgehalten. Sollten jedoch die Russen das Öl für sich selber sichern wollen, so würde das zweifellos voraussetzen, daß sie sich eine uneingeschränkte Kon-

trolle des östlichen Mittelmeeres verschaffen. Oder aber sie müßten den Bau größerer Ölleitungen durch die persischen Gebirge hindurch vornehmen. Dies wäre zweifellos eine wenig beneidenswerte Aufgabe, wenn man sie mit dem Bau von Ölleitungen durch die Ebene der arabischen Wüste in früheren Jahren vergleicht. Ein großer Teil von Sibirien weist aber auch potentielle Ölvorkommen auf, so daß die Sowjets einen zusätzlichen Bedarf viel leichter durch Bohrungen dort, als durch Eroberungen anderswo decken

könnten. Das Öl des Nahen Ostens könnte jedoch die Luftwaffe und vielleicht auch die Kriegsmarine der Sowjetunion für Operationen im Indischen Ozean mit Treibstoff versorgen. Sollte Rußland daher vor einem Ausbruch weltweiter, kriegerischer Verwicklungen in den Besitz des Öls im Nahen Osten gelangen, so würde das höchstwahrscheinlich das Gleichgewicht zwischen beiden Seiten in bezug auf die Treibstoffversorgung ernstlich stören und damit auch den Ausgang eines Krieges selber beeinflussen.

Die psychologische Situation

Zu diesen beiden Faktoren — der geographischen Lage und des Öls — kommt notwendigerweise ein dritter dazu: und zwar die psychologische Auswirkung der Beziehungen des Nahen Ostens zum Westen wie zum Osten auf andere Gebiete der asiatischen und afrikanischen Kontinente. Dieser Faktor ist bei der Würdigung der strategischen Lage im Nahen Osten bisher nicht genügend berücksichtigt worden, obwohl er durchaus eines Tages der entscheidende werden könnte.

Der Nahe Osten nimmt nicht nur in geographischer Hinsicht, sondern auch in der Art seiner Beziehungen zum Westen eine Mittelstellung ein zwischen den Ländern Asiens auf der einen Seite — die unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg ihre volle Unabhängigkeit erlangten — und auf der anderen Seite den Ländern des afrikanischen Kontinentes, die sich noch zum größten Teil unter westlicher Herrschaft befinden. Obwohl die Vormachtstellung des Westens im Nahen Osten im allgemeinen in der Form von Mandaten, Protektoraten und Vorzugsverträgen, und nicht so sehr in der einer regelrechten Kolonialherrschaft zum Ausdruck kam, kann von Beziehungen der Westmächte zum Nahen Osten auf der Basis einer mehr oder weniger vollen

Unabhängigkeit erst in den letzten Jahren, im besonderen Maße eigentlich erst seit dem Abkommen über Abadan und den Suezkanal die Rede sein. Was wird nun an die Stelle der politischen Ordnung treten, die bisher durch die westliche Vorherrschaft aufrechterhalten worden ist? Werden die Länder des Nahen Ostens in der Lage sein, friedlich nebeneinander zu leben? Wird es Staaten wie z. B. Ägypten nach der Erlangung ihrer vollen Unabhängigkeit möglich sein, im „Mächtkonzert“ der freien Welt einen gebührenden Platz zu finden und diesen zu behaupten? Werden diese jungen Staaten mit Unterstützung des Westens sowohl den Fortschritt im eigenen Lande wie auch die Verteidigung des gesamten nahöstlichen Raumes gewährleisten können? Oder aber wird das durch die Preisgabe der westlichen Vorherrschaft entstandene Vakuum zu Umstürzen im Innern und zu Kämpfen dieser Staaten untereinander führen, und wird dann dieses Vakuum schließlich durch den Druck der sowjetischen Kräfte ausgefüllt werden? Die Lösung dieser Probleme wird sowohl die Position des Westens in Afrika auf lange Sicht hin, wie auch die augenblickliche Haltung unserer Freunde und Alliierten in Süd- und Ostasien ganz entscheidend beeinflussen.

Militärische Gesichtspunkte

Bevor wir die politische Problematik untersuchen, die eine Schaffung krisenfester Bündnisse im Nahen Osten mit sich bringt, sei hier auf die starken und schwachen Stellen hingewiesen, die sich im nahöstlichen Raum unter rein militärischen Gesichtspunkten ergeben. Glücklicherweise sichern die wirkungsvollsten geographischen Hindernisse, d. h. die Gebirge und Meere, diesen nahöstlichen Raum gegen einen möglichen Angriff vom Nordosten her ab. So stellen das Schwarze und das Kaspische Meer zusammen mit der hohen, von Anatolien bis zu den Pamirbergen ununterbrochen verlaufenden Gebirgskette eine ausgezeichnete Verteidigungslinie unmittelbar entlang der sowjetischen Grenze dar. Das unzulänglichste Gebiet überhaupt — die osttürkischen Gebirge oder der sogenannte armenische Knoten — sperrt unmittelbar den kürzesten Weg von Rußland zum Suezkanal. Im Südosten und Südwesten bilden die Taurus- und Zagrosgebirge einen zweiten Verteidigungsbogen und verbinden dieses Zentralmassiv mit dem Mittelmeer und dem Persischen Golf. Diese zweite Verteidigungslinie bietet den

zusätzlichen Vorteil, daß sich der Nachschub der Verteidiger über verhältnismäßig ebenes Gelände bewegen würde, während der Angreifer Menschen und Material zunächst über die erste Gebirgskette heranschaffen müßte. Selbst ein oberflächlicher Blick auf die Landkarte macht daher deutlich, daß der Nahe Osten im Falle eines Angriffs von Rußland über einen natürlichen Verteidigungsgürtel verfügt, der seinesgleichen vielleicht nur in den Alpen und in den Hymalajagebirgen des europäischen Kontinentes hat. Selbst im Zeitalter der Luftkriegsführung kann eine solche Verteidigungslinie einen großen Vorteil darstellen.

Diese Massierung natürlicher Hindernisse im Nordosten birgt jedoch noch mindestens zwei andere Möglichkeiten in sich. Einmal würden Fallschirmoperationen von Irans Kaukasien her weniger als 450 km Gebirgsterrain zu bewältigen haben, um die nordirakische Tiefebene zu erreichen. Wenn sich der sowjetische Machtbereich in Krieg oder Frieden erst einmal auf den Raum südlich der Taurus-Zagros-Linie ausbreiten würde, so wäre damit der gesamte nahöst-

liche Raum den Angriffen völlig preisgegeben. Der Libanon und Antilibanons Gebirgsketten liegen zu nahe am Meer, als daß eine breit angelegte Entwicklung von Streitkräften für militärische Operationen möglich wäre. Eine Verteidigungslinie, die sich über die Sinaihalbinsel erstreckt, würde bestenfalls Afrika schützen. Zum zweiten sind das Mittelmeer und der Indische Ozean an beiden Flanken nahe genug, um den gesamten Raum leicht in den Operationsradius westlicher Flugzeugträger einbeziehen zu können. In ähnlicher Weise bieten sich am östlichen Mittelmeer und am Persischen Golf eine Reihe von Häfen und Küstenstreifen an, die für kombinierte Landungsunternehmen geeignet sind, so daß ein sowjetisch besetzter Naher Osten für westliche Streitkräfte ein leichtes Angriffsziel darstellen würde, wenn diese Streitkräfte zu einer „Rückeroberung“ ansetzen.

Die türkische Armee stellt mit ihren zweiundzwanzig Infanterie-Divisionen und sechs Panzerbrigaden mit insgesamt etwa 500 000 Mann die größte Landmacht, nicht nur im Nahen Osten, sondern in der NATO überhaupt dar. Die zweitgrößte Armee an der Peripherie dieses Raumes ist die pakistanische mit annähernd 200 000 Mann. Die arabischen Staaten und Persien haben zusammen ungefähr 300 000 Mann unter Waffen. Militärsachverständige sind jedoch der Ansicht, daß nur die von britischen Offizieren ausgebildeten zwei Divisionen der jordanischen Arabischen Legion, und vielleicht noch die ägyptische Armee mit ungefähr 80 000 Mann, einigermaßen den für eine moderne Kriegführung erforderlichen Maßstäben der Ausbildung, Organisation und Ausrüstung genügen. Alle, die die türkische Brigade im koreanischen Kampfeinsatz beobachtet haben, zollen dem Kampfgeist der türkischen Soldaten großes Lob. Die Türkei hat in den letzten sieben Jahren westliche Militärhilfe für schwere Ausrüstung und für den Bau von Häfen, Flugplätzen, Nachschubstraßen u. a. im Werte von über einer Milliarde Dollar erhalten. Da die Türkei als eines der wenigen Länder im nahöstlichen Raum eine gut funktionierende allgemeine Wehrpflicht eingeführt hat, gibt es dort über eine Million Reservisten, die ganz oder teilweise ausgebildet sind. Auf der anderen Seite jedoch ist jeder zweite türkische Rekrut Analphabet, und seine einzigen technischen Fähigkeiten hat er höchstwahrscheinlich während des Militärdienstes erworben. Das Industriepotential der Türkei wurde zwar durch die kürzlich getroffenen Maßnahmen der Regierung und durch die amerikanische Hilfe ungeheuer gesteigert, reicht aber immer noch nicht aus, um die mechanisierten Truppenteile der türkischen Armee zu versorgen, geschweige denn neu auszurüsten.

Die amerikanische Militärhilfe für Pakistan und den Irak hat eben erst eingesetzt. In den arabischen Ländern und in Persien gibt es kaum eine Schwerindustrie. Nur Israel verfügt neben einer gut ausgebildeten Armee, die sofort mobilisiert und auf ungefähr 200 000 Mann gebracht werden kann, über annähernd ausreichende technische Voraussetzungen für einen Reparatur- und Versorgungsdienst der Truppe im Falle von großangelegten militärischen Operationen. An-

gesichts der in letzter Zeit noch erhöhten Spannungen und heftigen Zwischenfälle an Israels Grenzen sind die Aussichten auf eine Integration dieses Staates in ein nahöstliches Verteidigungssystem noch mehr geschwunden. Kurzum: ein Großteil der ausgebildeten Truppen und nahezu die gesamte militärische Ausbildung — die beide für eine wirksame Verteidigung erforderlich sind — werden den Ländern des Nahen Ostens von außen her gestellt werden müssen.

Die Türkei hat nicht nur die größte Armee und ein Terrain, das sich ganz auszeichnet für die Verteidigung eignet, sondern auch das am besten ausgebaute Straßen- und Eisenbahnnetz des Nahen Ostens. Zwei Fernstraßen verbinden die Türkei mit dem Irak und dem Persischen Golf, sowie mit Syrien und Jordanien; eine dritte, die Transiranische Straße, verbindet den Persischen Golf und das Kaspische Meer. Alle größeren Eisenbahnlinien sind aber eingleisig, und die Straßen in der Türkei und Persien führen über viele Brücken und durch zahlreiche Tunnel. Izmir, Beirut, Haifa, Alexandrien und Basra — um nur einige Beispiele zu nennen — verfügen über sehr gute Häfen; andere sind im Bau begriffen, z. B. Iskenderum, Ladikye und auf Cypern. Die Militärflugplätze in diesem Raum sind weit genug verstreut, um eine gewisse

Sicherheit gegen feindliche Angriffe zu bieten. Flugplätze sind in Dharahn (im Staate Saudi Arabien) und in Habanjarah (in Irak) angelegt, sowie zahlreiche größere und kleinere Flughäfen in der Türkei, auf Cypern, in der Suezkanalzone, in Lybien, in Französisch-Nordafrika und in Spanien.

Dem Mangel an militärischer Ausbildung und Ausrüstung, an Nachschubstraßen und sogar an Industrieanlagen im Nahen Osten könnte abgeholfen werden, wenn Geldmittel, kompetente Ratgeber und Zeit in genügendem Maße zur Verfügung ständen. Die entscheidenden Hindernisse auf dem Wege zu einer wirksamen und integrierten Verteidigung des nahöstlichen Raumes liegen jedoch weder auf der militärischen, noch auf der wirtschaftlichen, sondern vielmehr auf der politischen Ebene. Alle diplomatischen Versuche, ein umfassendes Sicherheitssystem im Nahen Osten zu schaffen, sind bisher zunichte gemacht worden durch die tiefwurzelnde Uneinigkeit der Völker dieses Raumes untereinander und durch ihr Mißtrauen dem Westen gegenüber. Auf diese Weise sind auch die Bemühungen um eine wirtschaftliche Entwicklung dieser Länder aufgehalten und der sowjetischen Propaganda und Diplomatie Tor und Tür geöffnet worden.

Internationale Spannungsmomente

Der Nahe Osten ist sozusagen „gespickt“ mit Grenzstreitigkeiten und anderen internationalen Spannungsmomenten. Griechenland, Großbritannien und die Türkei haben sich über Cypern entzweit; Syrien hat selbst nach 16 Jahren immer noch nicht den Verlust von Iskenderun an die Türkei verwunden; die Beziehungen der arabischen Staaten untereinander sind durch Rivalitäten zwischen den Haschniten, sowie zwischen Ägypten und dem Irak kompliziert worden; Ägypten hat seinen Traum eines einheitlichen Nilstaates nicht vergessen; Afghanistan fordert von Pakistan die Unabhängigkeit des Grenzstreifens von Pushtu; Pakistan und Indien sind wegen Kaschmir verfeindet. Ägypten hat seine Revolution, Syrien eine Serie von Militär-Putschen, Persien verschiedene autoritäre Regime und schließlich auch der Irak chronische Regierungskrisen durchgemacht. In letzter Zeit ist die Türkei von einer ernsten Wirtschaftskrise befallen worden. Der Palästinakonflikt, der schlimmste von allen, wurde durch den Waffenstillstand von 1949 nur vorübergehend vertagt und droht seitdem in regelmäßigen Zeitabständen den Nahen Osten erneut in einen Krieg zu stürzen. Die ganze Zeit über ist der Konflikt auf beiden Seiten verschärft worden durch die Misere von nahezu einer Million verarmter arabischer Flüchtlinge, durch den arabischen Wirtschaftsboykott und die Teilblockade Israels, durch die rivalisierenden Ansprüche auf Wasserquellen und durch fortgesetzte Grenzzwischenfälle.

Schon seit langem werden die Beziehungen zwischen den Arabern und dem Westen am meisten durch die Palästinafrage belastet. In der Zeit nach dem ersten Weltkrieg, — ja beinahe während der ganzen hundert Jahre vor 1914 — lagen die Interessen der Westmächte im Nahen Osten in

erster Linie auf dem wirtschaftlichen und strategischen Sektor. Nur in Palästina bedeutete das Kolonialsystem tatsächlich Kolonisation. Die Zionisten, durch die britische Mandatsmacht ins Land gerufen und von amerikanischen Geldern unterstützt, waren nach Israel gekommen, um dort zu bleiben. Sie proklamierten dort den Nationalstaat Israel genau zu einer Zeit, als sich anderorts im Nahen Osten der Kolonialismus bereits in vollem Rückzug befand. Die gemeinsame Opposition gegenüber Israel und seinen westlichen Helfern ist somit zu einem der wenigen, wirksamen politischen Bande unter den arabischen Staaten geworden.

Im allgemeinen hat die Einstellung der nahöstlichen Völker dem Westen gegenüber immer zur Ambivalenz tendiert. Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist die technische und militärische Überlegenheit des Westens sowohl der wichtigste Anreiz, wie auch das wichtigste psychologische Hindernis für eine „Verwestlichung“ gewesen. In ihrer Diplomatie gingen die Regierungen des Nahen Osten bald dazu über, die geographisch entfernter gelegenen europäischen Staaten gegen die näher gelegenen auszuspielen und die großen europäischen Kriege zur Erlangung einer größeren Unabhängigkeit auszunutzen. Unter dem gegensätzlichen Druck von Großbritannien und Rußland hielt Persien lange eine labile Souveränität aufrecht. Im ersten Weltkrieg riefen die Araber Großbritannien zu Hilfe, um die ottomanische Herrschaft abzuschütteln. Im zweiten Weltkrieg jedoch konnten Männer wie der Mufti von Jerusalem, der ägyptische Ministerpräsident Ali Mahir und Mshid Ali, der Führer des irakischen Putsches von 1941, der Versuchung nicht widerstehen, sich mit den Achsenmächten zu verbünden, um auf diese Weise

die Engländer los zu werden. Viele nahöstliche Staaten — und besonders die Araber, die bisher mit Rußland keinen direkten Kontakt gehabt haben — neigen von ihrem begrenzten Blickwinkel aus dazu, in dem augenblicklichen Weltkon-

flikt lediglich einen weiteren Disput zwischen zwei europäischen Mächtegruppen zu sehen. Wiederum ist die Versuchung groß, aus der Spannung unter den Mächten für die eigenen politischen Aspirationen Profit zu schlagen.

Regionale Uneinigkeit und Animosität gegenüber dem Westen

Regionale Uneinigkeit und Animosität gegenüber dem Westen sind seit langem in vielen Teilen der Welt an der Tagesordnung. Es gibt jedoch mehrere, in dem oben Gesagten eigentlich schon angedeutete Gründe dafür, daß sich diese Phänomene in der heutigen Zeit besonders ernst auf den Nahen Osten auswirken. Zum ersten ist der Nahe Osten im Gegensatz zu Süd- und Ostasien mit den dortigen Halbinseln und Archipelen ein zusammenhängender Raum, der höchstwahrscheinlich als ganzes „stehen oder fallen wird“, ob es sich nun um einen heißen oder kalten Krieg handelt. Zum zweiten erfordert die Eindämmung einer weltweiten Aggression die Ausschaltung von Störungsfaktoren in einen breiten Gürtel. Die Wirksamkeit aller Verteidigungspläne der nördlichen Flanke — um nur ein Beispiel zu nennen — wird aber ernsthaft in Frage gestellt, wenn dadurch Länder wie Afghanistan, Syrien oder Ägypten veranlaßt werden, zur anderen Seite umzuschwenken. Zum dritten wird der Kampf um die volle Souveränität und Industrialisierung in den früher „abhängigen“ Kolonial- und Agrargebieten unvermeidlicherweise auf das gefährlichste mit dem gegenwärtigen Ost-West-Konflikt verquickt. Das Punkt-Vier-Programm von Präsident Truman trug diesem Zusammenhang Rechnung. Die Kommunisten sind sich dieses Zusammenhanges seit Lenins Schriften über den Kolonialismus bewußt. Ihr kühnes, neues Programm der Unterstützung für die nationalistischen und antiwestlichen Aspirationen der Länder, die sie — reich an Einfällen — „Kolonien und Halbkolonien der imperialistischen Mächte“ nennen, geht schon auf das Jahr 1917 zurück. Obwohl heute beinahe der ganze Nahe Osten völlig souverän ist, stellt sich das Problem der „Entkolonialisierung“ immer noch in seiner klassischen Form in solchen Gebieten wie Zypern und Nordafrika dar; wie nämlich eine verantwortliche Selbstverwaltung, ein lebensfähiges Wirtschaftssystem und äußere Sicherheit gefördert werden können, bevor die Forderungen nach Unabhängigkeit alles andere hinwegspülen. Jedes Zögern und jede Fehlspekulation auf diesem Gebiet der Politik bringt es leicht mit sich, daß die Sache des Westens Einbußen erleidet. Nicht nur werden unsere Beziehungen zum Nahen Osten dadurch vergiftet; auch die Kreml-Propaganda erhält Wasser auf ihre Mühlen.

Obwohl die hier angedeuteten militärischen und politischen Schwierigkeiten nicht zu verkennen sind, muß doch festgestellt werden, daß sich der Nahe Osten bisher gegenüber einer sowjetischen Bedrohung als relativ gesichert erwiesen hat. Die türkische Armee, die bis in die Mitte der vierziger Jahre durch die Engländer, und in letzter Zeit durch die Vereinigten Staaten unter-

stützt wurde, bewacht die ohnehin schon unzugänglichen östlichen Gebirge Anatoliens und stellt für unvorsichtige, militärische Abenteuer einen ausgesprochenen Abschreckungsfaktor dar. Die Südflanke des Nahen Ostens wurde durch die britischen Verträge mit dem Irak und Jordanien, vor allem aber durch die britische Kontrolle des Suezkanals gestützt. (Im zweiten Weltkrieg diente die Suezkanalzone als Operationsbasis für bis zu 41 Divisionen. Diese Zahl entspricht der Stärke aller Streitkräfte, die heute im Gebiet des „Nordgürtels“ unter Waffen stehen. In diesem Gebiet gab es noch im Jahre 1954 mehr britische Nachschubverbände als die ganze ägyptische Armee zusammengenommen.) In den Jahren 1945 bis 1947 wurde der letzte große Versuch der Sowjetunion, ihren Machtbereich auch nach dem Nahen Osten hin auszudehnen, durch den Widerstand der beteiligten Völker selber zunichte gemacht, denen die Militärhilfe und die Diplomatie der Westmächte zur Seite stand: die kommunistischen Truppen wurden in Griechenland und Persien entweder besiegt oder zurückgezogen, und die Annäherungsversuche der sowjetischen Diplomatie, die mit dem Ziel eines Fußfassens am Bosphorus und in Lybien unternommen wurden, stießen auf keinerlei Gegenliebe.

In den Jahren nach 1947 wird vielleicht die Tatsache, daß sich die Sowjetunion in erster Linie auf China und den Fernen Osten konzentrierte, zu einem Nachlassen des Druckes auf den Nahen Osten beigetragen haben. In dieser Zeit wurde die westliche Position durch die Zulassung Grie-

chenlands und der Türkei zur NATO im Jahre 1952, wie auch durch die Abkommen über die britischen Stützpunkte in Jordanien und Lybien und über amerikanische Flugplätze in Lybien und Saudi Arabien konsolidiert. Westliche Diplomaten waren jedoch viele Jahre lang in erster Linie durch ihre Versuche äußerst stark in Anspruch genommen, den britisch-ägyptischen, den britisch-persischen und den Palästina-Konflikt zu lösen. Ihre Bemühungen um die Organisation eines allumfassenden, mittel-östlichen Verteidigungssystems scheiterten, als man auf die Feindschaft der Araber stieß. Diese Feindschaft ergab sich aus der Palästinafrage sowie aus der ägyptischen Forderung nach der Evakuierung der Suezkanalzone und des Sudans. Nach seiner Reise durch den Nahen Osten im Frühjahr 1953 schlug Mr. Dulles eine neue Lösung des ganzen Problems vor. Er wies warnend darauf hin, daß eine mittel-östliche Verteidigungsorganisation „weniger im Augenblick, als für die Zukunft eine Möglichkeit“ darstelle, und „ein solches System nicht unter einem Druck von außen zustande kommen könne“. Er glaubte daher, daß die Vereinigten Staaten darauf hinarbeiten sollten, „die koordinierte Verteidigung der Länder auszubauen, die einen solchen Ausbau wünschen, und zwar nicht, weil sie gegeneinander oder gegen den Westen Krieg führen, sondern weil sie der gemeinsamen Bedrohung aller freien Völker Widerstand entgegensetzen wollen“. Damals lag eine solche Bereitschaft in erster Linie bei den Staaten des „Nordgürtels“ vor. Der Nordgürtel-Verteidigungsplan wurde verwirklicht durch den Türkisch-Pakistanischen Freundschaftspakt vom Frühjahr 1954, durch die Abkommen über amerikanische Militärhilfe für Persien und Pakistan und durch den Bagdad-Pakt (vom Februar 1955). Großbritannien, Pakistan und Persien traten bald dem Bagdad-Pakt bei, und im Spätherbst des Jahres 1955 schien die Möglichkeit zu bestehen, daß sich auch Jordanien anschließen würde.

Der Bagdad-Pakt

Der einleuchtendste Vorteil der Politik einer Nordgürtel-Verteidigung bestand darin, daß diese Politik endlich aus der diplomatischen Sackgasse herausführte, in die schon seit Jahren alle Versuche einer integrierten Verteidigung im Nahen Osten geraten waren. Die westlichen Streitkräfte werden jetzt im Falle einer militärischen Aggression von Rußland her in die Lage versetzt, an der entscheidenden Zagros-Verteidigungslinie Widerstand zu leisten. Vom psychologischen Standpunkt aus betrachtet, trugen sowohl der Beitritt Persiens zum Bagdad-Pakt im Oktober wie die Sitzung des Bagdadrates im November dazu bei, den Propagandaerfolg des ägyptisch-tschechoslowakischen Waffenabkommens ein wenig wettzumachen.

Man sollte jedoch die augenblicklichen, vielleicht sogar auch die potentiellen Vorteile des Bagdad-Paktes durchaus zurückhaltend beurteilen.

Die Wirksamkeit des Paktes wird nämlich weitgehend von der inneren Stabilität jedes ein-

zelnen Signatarstaates abhängen. In mindestens zwei dieser Staaten — nämlich in Persien und im Irak — haben sich aber die Regierungen nur dadurch an der Macht halten können, daß sie jede potentielle Opposition bereits im Keime vollständig zum Schweigen brachten. Persien, der Irak, ja sogar Pakistan weisen in ihrer militärischen Ausrüstung und Ausbildung immer noch schwerwiegende Mängel auf. Strategisch gesehen behält die Konzeption des Nordgürtels nur ihre Gültigkeit, solange die Nachschublinien durch die anderen arabischen Staaten für den Westen zugänglich bleiben, mindestens aber nur so lange, wie man sich bei einem Kriegsausbruch auf eine wohlwollende Neutralität der „Südgürtel-Länder“ verlassen kann. Die einzige Bahnverbindung zwischen der Türkei und dem Irak folgt der syrischen Grenze etwa 500 km und überquert dann rund 70 km syrischen Gebietes. Es gibt gegenwärtig keinerlei Bahnlinien oder erstklassige Straßen von der Türkei und dem Irak nach Persien, oder von Persien nach Pakistan. Die „na-

türlichen“ Nachschublinien des Westens zu allen Nordgürtel-Staaten (mit Ausnahme der Türkei) laufen daher durch Syrien nach dem Irak, oder durch die Suezkanalzone nach dem Persischen Golf. Man darf davon ausgehen, daß der Westen diese Verbindungslinien im Falle eines bewaffneten Angriffes auf den Nahen Osten abschirmen kann. Sollte es sich jedoch zeigen, daß der tschechische Waffenhandel nur der Anfang eines kommunistischen Eindringens in den „Südgürtel“ darstellt, so würde der militärische Wert des Bagdad-Paktes ernstlich in Frage gestellt.

Die Suezkanalzone bleibt nach wie vor der strategische Mittelpunkt des gesamten nahöstlichen Raumes. Durch das britische Abkommen vom Oktober 1954 über die Evakuierung der Suezkanalzone entfällt im Rücken der Nordgürtelstaaten ein ganz entscheidender Schutz. Ägypten hat zwar versprochen, eine britische Wiederbesetzung der Kanalzone im Falle eines bewaffneten Angriffes auf irgendeinen arabischen Staat oder auf die Türkei zuzulassen. Es könnte jedoch sein, daß dafür im Ernstfalle nicht mehr genügend Zeit bliebe. Zypern kann wegen seiner geographischen Lage und der Beschaffenheit seines Terrains nicht als ein vollwertiger Ersatz für die Suezkanalzone dienen. Das war auch niemals beabsichtigt.

Eine zeitlang schienen die Hoffnungen berechtigt, daß sich Ägypten, nachdem es seine Ansprüche auf die Suezkanalzone durchgesetzt hatte, dem westlichen Verteidigungssystem aus freien Stücken anschließen würde. Die Vertragsverhandlungen über das „Nordgürtel“-System mögen teilweise den Zweck verfolgt haben, Ägyptens Entscheidung schneller herbeizuführen. Falls die westliche Diplomatie solche Absichten

hatte, so muß man heute konstatieren, daß sie einen Fehlschlag erlitten hat. Ägypten reagierte sofort damit, daß es den Abschluß einer militärischen Allianz mit Syrien und Saudi-Arabien ohne außer-regionale Bindungen ankündigte. Man wird rückschauend auch feststellen müssen, daß der Beitritt des Irak zum Bagdad-Pakt dem kürzlich erfolgten sowjetisch-ägyptischen Schachzug der Waffenlieferungen zweifellos Vorschub leistete. Denn dieser Beitritt des Irak vereitelte schließlich den alten Ehrgeiz Ägyptens, Sprecher der arabischen Staaten in allen außenpolitischen Fragen zu sein. Hinzu kam natürlich der Fehlschlag der ägyptischen Politik eines „Vereinigten Niltales“ — der angesichts des englischen und später sudanischen Widerstandes unvermeidlich war —; ferner die zunehmende Verschärfung der ägyptisch-israelischen Beziehungen und schließlich die Tatsache, daß eine militärische Junta in Ägypten die Armee zufriedenstellen und ihre allgemeine Popularität durch irgendwelche dramatischen Beweise der Unabhängigkeit erhöhen mußte.

Wir fassen zusammen: die westliche Politik hat den Erfolg eines Bündnis-Systemes in einem Teil des Nahen Ostens damit bezahlen müssen, daß die Kluft zwischen dem Westen und anderen Ländern des nahöstlichen Raumes vergrößert wurde. In ihrem Streben nach dem Aufbau von Positionen der militärischen Stärke hat sie das Risiko auf sich genommen, damit der sowjetischen Propaganda und den sowjetischen diplomatischen Manövern einen noch größeren Spielraum zu gewähren. Der ganze Nordgürtelplan läßt somit die Frage unbeantwortet, inwieweit ein halbes regionales Verteidigungs-System besser ist als gar keines.

Die sowjetischen Ziele und Möglichkeiten

Eine wertende Beurteilung der westlichen Verteidigungspositionen im Nahen Osten wäre unvollständig, wenn man nicht ebenfalls die sowjetischen Ziele und Möglichkeiten in diesem Raume einer Analyse unterzieht, sei diese auch noch so hypothetisch. Dabei sollten im wesentlichen drei Alternativen in Betracht gezogen werden:

1. Zunächst besteht die Möglichkeit eines Großangriffes auf den Westen mit Hilfe von Atom- und Wasserstoffbomben sowie mit interkontinentalen Geschossen. Man kann mit einiger Sicherheit voraussagen, daß der Nahe Osten im Falle eines solchen Krieges nicht zu den wichtigsten sowjetischen Angriffszielen gehören würde. Wenn man von der Annahme ausgeht, daß die Russen mit einem solchen Großangriff einen „Überraschungs-K.O.-Schlag“ gegen den Westen zu führen beabsichtigten, so würde Rußlands einziges und unmittelbares Interesse am Nahen Osten darin bestehen, die alliierten Luftstützpunkte zu zerstören, um dadurch den Umfang massierter Vergeltungsmaßnahmen einzuschränken.

Vom Standpunkt des Westens aus betrachtet stellt die Verteidigung des Nahen Ostens in erster Linie ein Mittel, und nicht so sehr einen Selbstzweck dar. Im Nahen Osten sind weder die

Errungenschaften der von uns verteidigten Freiheit beheimatet, noch die Industrieanlagen, mit denen wir diese Verteidigung durchführen müssen. In einem aufs ganze gehenden Weltkrieg würde die Hauptbedeutung des Nahen Ostens darin bestehen, daß er eines — wenn auch das zielempfindlichste — von mehreren Gebieten darstellt, von denen aus ein westlicher Gegenangriff gegen die Zentren der sowjetischen Industrie und Luftmacht vorgetragen werden könnte. Der Umfang des bei einem Großangriff auf den Nahen Osten einzusetzenden militärischen Potentials würde davon abhängen, wie viele Luftstreitkräfte Rußland von seinem Hauptangriffsziel abzuzweigen bereit und in der Lage wäre. Die Verteidigung gegen einen solchen Großangriff würde ihrerseits beinahe ausschließlich von der Stärke der westlichen Luftstreitkräfte in diesem Raum abhängen.

2. Eine mit Land- und Luftstreitkräften vorgetragene russische Invasion des Nahen Ostens würde zwar zunächst vielleicht auf geringeren Widerstand stoßen als in Europa, dafür aber im Anfangsstadium in sehr viel schwierigerem Gelände operieren müssen. Die Militärexperten sind der Ansicht, daß die Streitkräfte des Westens, die sich augenblicklich im Nahen Osten befinden, einer massierten russischen Großoffen-

sive nicht sehr lange standhalten könnten. Die Taurus-Zagros Verteidigungslinie würde jedoch einen Angreifer unter Umständen für einige Wochen, vielleicht sogar für einige Monate aufhalten, wenn man diese Verteidigungslinie im Rahmen des Bagdad-Paktes richtig ausbaut. Dem Westen könnte es dadurch ermöglicht werden, die nötigen Verstärkungen herbeizuführen — immer vorausgesetzt, daß die südlichen Nachschublinien erhalten blieben.

Mit dieser zweiten Form eines bewaffneten Angriffes ist kaum zu rechnen, solange die Russen wissen, daß dann die gesamte Verteidigungs- und Vergeltungsmacht des Westens sofort zum Einsatz gebracht werden würde. Man kann gegen diese Feststellung vielleicht einwenden, daß das Gerede von massierten Vergeltungsmaßnahmen seit den Tagen von Dienbienphu so gut wie verstummt ist, und daß die Russen im Vertrauen auf die für beide Teile gleichermaßen abschreckende Wirkung der atomaren Waffen vielleicht versucht sein könnten, sich ohne Furcht vor allumfassenden Vergeltungsmaßnahmen auf begrenzte militärische Abenteuer einzulassen. Man könnte auch einwenden — und dies vielleicht sogar mit noch mehr Berechtigung — daß der ganze Kampf gerade im Nahen Osten, in Süd- und Ostasien und in Afrika ausgetragen werden würde, solange Europa weiterhin fest in der Hand des Westens ist. Dem kann man wiederum entgegenhalten, daß der Nahe Osten schon jetzt in Friedenszeiten einen „Pluspunkt“ aufweist, den es bis zu den Entscheidungskämpfen in Indochina im südostasiatischen Raum überhaupt nicht gab: nämlich den Kern eines zusammenhängenden, regionalen Verteidigungs-Systems. Die Westmächte sind durch die NATO vertraglich zur Verteidigung Griechenlands und der Türkei verpflichtet und mit Pakistan durch die SEATO verbunden; Großbritannien, die Türkei und Pakistan ihrerseits sind auf Grund des Bagdad-Paktes zur gemeinsamen Verteidigung Persiens und des Irak verpflichtet. Eine Erklärung, daß die Westmächte jeden bewaffneten Angriff Rußlands auf seine nahöstlichen Nachbarn als einen Angriff auf sich selbst betrachten würden, wäre daher nicht das Ergebnis einer im letzten Augenblick vorgenommenen Improvisation, sondern entspräche vielmehr dem Kern einer seit langem feststehenden und sorgsam geplanten Politik. Jede Fehlspekulation in bezug auf die Absichten des Westens in diesem Raum würde also für den Kreml äußerst gefährliche Folgen haben. Denn Rußland hat an seinen nahöstlichen Grenzen keine Satelliten und — mit Ausnahme von Afghanistan auch keine neutralen Pufferstaaten. Dort gibt es weder ein Nordkorea, noch eine chinesische Volksrepublik, die die Hauptlast einer alliierten Gegenoffensive tragen könnten. Die Schaffung des nördlichen Verteidigungsgürtels scheint daher die Wahrscheinlichkeit eines offenen Angriffes zu Lande und in der Luft sehr verringert zu haben. Und es kommt schließlich noch ein anderer, leider weniger beruhigender Grund hinzu, warum mit einem bewaffneten Angriff von seiten Rußlands im Nahen Osten in naher Zukunft kaum zu rechnen ist:

Die Sowjets haben nämlich viel zu große Erfolge bei der dritten Variante eines „Angriffes“ aufzuweisen.

3. Diese besteht in der Tatsache, daß die unmittelbare Gefahr zur Zeit die einer „friedlichen „Unterwanderung“ ist, einmal durch Propaganda und diplomatische Manöver, zum zweiten durch Militär- und Wirtschaftshilfe. Von Fall zu Fall würden solchen Maßnahmen vielleicht auch Umstürze und notdürftig verschleierte militärische Aktionen folgen, wie das zum Beispiel vor zehn Jahren in Griechenland und Adscherbajan der Fall gewesen ist. Man braucht über die Wahrscheinlichkeit dieser Art von Offensiven gar keine Spekulationen anstellen. Der Propagandafeldzug ist bereits seit Jahren in vollem Gange, und zwar wurde er durchgeführt von den örtlichen kommunistischen Bewegungen, von den sowjetischen Informationsbüros, bei den Industriemessen, bei Besuchen führender Persönlichkeiten wie Abdel Nasser und Nehru in Moskau und schließlich im Rahmen der UN und auf der Konferenz von Bandung. Die Nachrichten der letzten vier Monate haben klar erkennen lassen, daß die zweite Propaganda-Phase, nämlich die einer intensiven diplomatischen Tätigkeit und einer militärischen und wirtschaftlichen Hilfe jetzt auf Hochtouren läuft. Nach vorliegenden

Informationen sollen sowjetische Waffenlieferungen an Ägypten MIG Flugzeuge, Unterseeboote und andere schwere Waffen enthalten, — kurz gesagt Waffen, die bisher noch niemals irgendeinem der nahöstlichen Länder, oder besser gesagt, irgendeinem kleineren Staat einzeln zur Verfügung gestellt wurden. (Eine Ausnahme stellt z. B. die NATO dar. Hier handelt es sich aber um ein regionales Sicherheits-System.) Kürzlich erklärte der sowjetische Botschafter in Kairo Journalisten gegenüber, er erwarte die Ankunft „sowjetischer Wirtschaftsdelegationen, wissenschaftlicher Missionen, Landwirtschaftsmissionen, meteorologischer Missionen — kurz aller Art von Missionen, die man sich überhaupt vorstellen kann.“ Der Abschluß eines Militärpakt zwischen Ägypten, Syrien und Saudi-Arabien, der kürzlich abgeschlossene Freundschaftspakt zwischen der Sowjetunion und dem Yemen, Ägyptens offene Unterstützung der Nationalisten in Nordafrika, die sich immer enger gestaltenden Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Sowjetunion und Afghanistan und schließlich das Gerücht, daß Rußland Hilfeleistungen für die arabischen Palästina-Flüchtlinge anbieten könne — alle diese Tatsachen eröffnen Perspektiven, die für die Männer des Kreml äußerst verführerisch sein müssen.

Gegenvorschläge

Es wäre anmaßend, wollte man in einer sich ständig so rasch wandelnden diplomatischen Gesamtlage irgendwelche bestimmten taktischen Züge empfehlen, von denen notwendigerweise ohnehin nur ein Teil für die Öffentlichkeit sichtbar wird. Tatsächlich ist es leichter, die Gefahren aufzuzeigen, die sich in Verfolg eines bestimmten politischen Kurses ergeben könnten, als positive Gegenvorschläge zu machen. Einige abschließende Feststellungen mögen hier jedoch noch angebracht erscheinen.

Man muß den westlichen Staatsmännern dafür ein Lob spenden, daß sie jeden Gedanken daran abgelehnt haben, Ägypten nunmehr westliche Waffenlieferungen anstelle der aus den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang bezogenen anzubieten. Dies hieße einer Erpressung nachgeben. Man muß hoffen, daß der Westen ebenso den Gedanken ablehnen wird, die sowjetischen Waffenlieferungen an Ägypten durch Lieferungen gleicher Mengen von Waffen an Israel wettzumachen, oder aber Israel einen einseitigen Garantievertrag anzubieten (im Gegensatz zu einem zweiseitigen Garantievertrag der Grenzen sowohl Israels wie seines Nachbarn). Beide Maßnahmen würden die bis aufs äußerste gespannte Lage nur verschlimmern und könnten dazu beitragen, daß die bisher neutralen arabischen Länder in die Arme Rußlands getrieben werden. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Westen mit allen Mitteln das Wiederaufleben eines Heißen Krieges in Palästina verhindern muß, und sei es nur darum, weil sich ein solcher Krieg beinahe mit Sicherheit ausdehnen und unter Umständen unaufhaltsam um sich greifen würde. Aus diesem Grunde könnte eines Tages

die Entsendung von Truppen notwendig werden, um die Kämpfenden sozusagen physisch zu trennen, — so unangenehm eine solche Maßnahme auch erscheinen mag. Im Rahmen der Vereinten Nationen wären derartige Aktionen wahrscheinlich durch sowjetische Vetos zum Scheitern verurteilt, oder aber sie würden eine direkte Beteiligung der UdSSR selber beinhalten. Aus diesen Gründen wäre eine Initiative vonseiten der bereits bestehenden Waffenstillstandskommission vielleicht vorzuziehen. Oder aber die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich müßten als Signatarstaaten der Erklärung über den Status Quo in Palästina vom Jahre 1950 diese Initiative ergreifen. Mit den Russen direkt über eine „Lösung“ der Krise im Nahen Osten zu verhandeln, würde sowohl ab-

surd wie auch demütigend sein; denn man kann von den Russen kaum erwarten, daß sie aufrichtig an der „Lösung“ einer Situation interessiert sind, die zu verwirren sie sich offensichtlich die größte Mühe gegeben haben. Etwas anderes wäre es natürlich, wenn diese Lösung zu ihren Gunsten ausginge.

Die größte Gefahr besteht vielleicht darin, daß wir aus unserer berechtigten und dringenden Sorge über die gespannte Lage in Palästina die tiefere Bedeutung der kürzlichen sowjetischen Schachzüge übersehen. Diese Schachzüge stellen nicht in erster Linie eine militärische Bedrohung dar. Sie sind auch nicht nur eine Bedrohung für Israel oder sogar nur für den Nahen Osten. Letztlich steht die ganze Stellung der freien Welt im Mittelmeer und am Indischen Ozean, in Südasien und in Nordafrika auf dem Spiel. Der Westen sollte daher immer mehr eine Konsolidierung seiner Position in den von der augenblicklichen Krise nicht unmittelbar betroffenen Gebieten und politischen Einflusssphären anstreben, gleichzeitig jedoch jeden Augenblick dazu bereit sein, Gegenmaßnahmen zu ergreifen oder Dämme aufzurichten, wenn immer die Lage im Nahen Osten dies erforderlich macht. Wir müssen die Verteidigungs- und Verbindungslinien des „Nordgürtels“ stärken und gleichzeitig alles tun, um einer weiteren Infiltration im Rücken dieser Zone vorzubeugen. Da der Westen auf dem Gebiet der wirtschaftlichen und technischen Hilfe in zunehmendem Maße mit dem Sowjetblock in einen Wettbewerb eintreten muß, wird schon viel gewonnen sein, wenn solche Projekte wie der Assuan-Staudamm mit Hilfe westlicher Gelder und westlicher Experten fertiggestellt wird. Auch die Verteidigung solcher Gebiete wie Lybien, Französisch Nordafrika, Abessinien und Kenya wird weiter ausgebaut werden müssen. Darüber hinaus wird man hoffen können, daß nach der Rückkehr des Sultans Ben Yusef auch die Marokko-Frage nach dem Muster des französisch-tunesischen Abkommens und auf der Basis eines stets größeren Spielraumes für die Selbstverwaltung geregelt werden wird, und daß schließlich auch die Zypernfrage einer Lösung nähergebracht werden kann, bevor es zu einer neuen Serie von größeren Krisen kommt.

Die Schlüsselstellung Ägyptens

Ägypten wird wahrscheinlich noch auf einige Jahre hinaus eine Schlüsselstellung in der gesamten nahöstlichen Lage einnehmen. Es wäre tragisch, wenn sich dieses Land waghalsig in die Arme eines viel eigennützigeren und rücksichtsloseren Kolonialsystems werfen würde, nachdem es gerade endgültig das abgeschüttelt hat, was es als Überreste des britischen Kolonialsystems ansah. Wir sollten aber nicht davon ausgehen, daß Ägypten dies tatsächlich bereits getan hat, oder daß es durch das Waffenabkommen mit der Tschechoslowakei ein für alle Mal in das andere Lager hinübergezogen worden ist. Der Westen muß sich von einer alten Gewohnheit freimachen, die immer noch in einigen unserer offiziellen Verlautbarungen zutage tritt: nämlich von der Annahme, daß er es bei den

Ländern des Nahen Ostens mit rückständigen oder ungezogenen Kindern zu tun hat, und nicht so sehr mit Staaten, die über ihre Geschicke in der internationalen Politik selber frei entscheiden können. Der Westen wäre auch gut beraten, wenn er die Bildung von lebensfähigen Staatengruppen fördern würde, so wie das die Engländer in ihren mittel- und westafrikanischen Gebieten getan haben. Auf lange Sicht hin würde ein starker nordost-afrikanischer Block etwa der Länder Ägypten, Sudan und Abessinien von immensem Wert nicht nur für den Nahen Osten selber, sondern auch für die Sache der ganzen freien Welt sein. Dabei wäre es garnicht einmal wichtig, ob feste Bindungen zum Westen bestehen würden oder nicht. Diese Staaten müßten vor allen Dingen entschlossen und in der Lage

* Der Artikel wurde im Januar verfaßt

sein, jedem Angriff von außen Widerstand entgegenzusetzen.

Eine Politik der Verteidigung muß bei jeder neu eintretenden Krise notwendigerweise auf einem gewissen Maß an Improvisation beruhen. Die Westmächte sollten jedoch in ihrer Politik neben dem bereits in Angriff genommenen

„Löschen von Feuern“ viel stärker darauf abzielen, auch die potentiellen Brandherde im nahöstlichen Raum zu beseitigen.

Anmerkung:

George F. Kennan, Berufsdiplomat, ehem. Botschafter in Moskau (1952), mußte seinen Posten aber sehr bald auf sowjetischen Druck verlassen, einige Sätze, die er auf dem Flugplatz Berlin-Tempelhof gegenüber einem AP-Korrespondenten äußerte, wurden

zum Anlaß genommen, ihn zur *persona non grata* zu erklären. Seitdem hat sich George F. Kennan als Mitglied des Institute of Advanced Study an der Universität Princeton theoretisch mit Fragen der amerikanischen Außenpolitik beschäftigt. Das Buch „*Réalités of American Foreign Policy* (Princeton University Press, 1954) ist eines der Ergebnisse dieser Periode akademischer Zurückgezogenheit des Staatsmannes.

Dankwart A. Rustow, Dozent für politische Wissenschaften an der amerikanischen Universität von Princeton.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT UNSERER NÄCHSTEN BEILAGEN:

- Ossip K. Flechtheim: „Großrussischer Imperialismus und weltrevolutionärer Bolschewismus“
- Roland Klaus: „Nicht gestern, Freund, morgen!“
- Wolfgang Leonhard: „Die Parteischulung der SED (1945—1956)“
- Hans Rothfels: „Das Baltikum als Problem der internationalen Politik“
- Otto Schiller: „Das Agrarproblem Asiens und der Kommunismus“
- Franz Schnabel: „Das humanistische Bildungsgut im Wandel von Staat und Gesellschaft“
- . . . „Urkunden zur Judenpolitik des Dritten Reiches“
- . . . „Kommunistische Untergrundarbeit in Deutschland“
-
-